

Der Festtag.

Von

Johannes Trojan.

Zu einer Silhouette von Fr. Marienwerder.



Heut ist ein Festtag, das kann man sehn,
Das merkt man an dem Ganzen.

Die Bänder flattern, die Fahnen wehn —
O wie so schön!

Und alle Puppen tanzen.

Wer mit uns jubeln will, seh' zu,
Daß er sich nicht verspäte,
Und ziehe sich an die besten Schuh'!

Setz, Hansel du,
Stoß nochmals in die Trompete!

Ja, schmetter' es in die Welt hinein,
In alle Bersted' und Lauben:

Bei uns hier unter dem wilden Wein
Ist ein Lustigsein,

Das muß man sehn, ums zu glauben!

Was wir heut feiern? Also müßt
Ihr wirklich noch fragen, Leute?
Ihr sollt euch schämen, daß ihrs nicht wißt!

Natürlich ist
Der Liesel Geburtstag heute!

Miezchen.

Von

Julius Sturm.

Bigarette von Oskar Pletsch.



Wenn ich mein Miezchen streichle
Und ihm lieblosend schmeichle,
Dehnt sich's in wohl'ger Ruh
Und drückt die Auglein zu.

Es folgt mir, wenn ich gehe,
Bleibt stehen, wo ich stehe,
Springt oft auch kreuz und quer
Muthwillig vor mir her.

Und strid' ich, sagt mein Käzchen
Das Knaut mit stinken Täzchen,
Kollt's durch das Kämmerlein
Und holt es springend ein.

Auch läßt es gern sich plagen,
Als Wickelkind sich tragen,
Liegt in der Wiege still,
Wenn ich es schaukeln will.

Doch fehlen meinem Käzchen
Auch nicht die Kralln im Täzchen;
Drum nehmt euch wohl in Acht,
Daß ihr's nicht zornig macht.

Der Königssohn im Goldland.

Estnisches Märchen erzählt von

Werner Sahn.

Mit Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.



Der König eines sehr reichen Landes — „Goldland“ hieß es wegen der Goldkörner, die in den Flüssen wie Kieselsteine rollten, und wegen der Regentropfen, die, wenn sie des Morgens bei Sonnenschein zur Erde fielen, in Goldfägelchen sich verwandelten —, der König dieses glücklichen Landes war eines Tages zur Jagd ausgegangen. — Er hatte einen Wald, in dem er sonst selten jagte, gewählt. Er hoffte dort wilde Thiere aufzustöbern und seinem Lande durch Erlegung derselben zum Wohlthäter zu werden. Aber wohin er auch streifte, er traf nichts, woran er seiner Jagdlust genughun konnte. Er begab sich in das tiefste Dickicht, er folgte den Gängen heimeier Schluchten, er stellte sich lauernd an die Grenze von Lichtungen im Walde: alles war umsonst.

Endlich entschloß er sich umzulehren. Es waren aber nur wenige Schritte, die er gegangen war, als er betroffen stille stand. Denn er sprach zu sich: „wo bin ich? und welches ist die Richtung, die ich einschlagen muß, um zu meinem Schlosse zu kommen?“ Er wußte sich durchaus nicht Rath's für diese Frage. „Ich muß sehen, ob ich den Weg, den ich die Kreuz und Quer gekommen bin, wieder finde!“ Aber er war nicht weit gegangen, da verließ ihn das Gedächtniß. Er hatte des Weges nicht geachtet und das Moos des Waldes hatte seine Fußstapfen nicht bewahrt.

„Was thue ich nun?“ sprach er in Aengsten. Auf gut Glück wählte er eine Richtung und ging grade aus. Aber er gerieth dabei auf unwegsame Felsen im Walde, so daß er von der Richtung abbiegen mußte. Bald darauf traf er auf neue und dann wieder auf andere Hindernisse. Er konnte nie lange so gehen wie er wollte. Darüber gewahrte er nirgend eine Aussicht in's Freie. Fast kam es ihm vor, als sei er in einem verzauberten Walde. Keine Stelle erschien ihm so, als ob er sie jemals schon gesehen hätte. Es tauchte in ihm die Besorgniß auf, daß er in die Gewalt eines unfreundlichen Geistes gerathen sei.

Während dieser Gedanken mit seinen Schauern ihn so eben durchrieselte, sah er von weitem zwischen den Bäumen des Waldes einen Mann auf sich zukommen. „Ein lebendes Wesen hier in der Wild-

niß!“ rief er freudig; „Gott Lob! er wird mir zum Ausweg helfen.“

In der That zeigte sich der Mann auf die Anrede des Königs bereit, mit ihm bis an den Saum des Waldes in der Richtung zu gehen, welche die geradeste zum Schlosse des Königs sei. Nur stellte er eine Bedingung, daß ihm das Erste, was der König im Gehege seines Schloßhofes erblicken werde, als Eigenthum überantwortet werde.

Der König stuzte über diese verfängliche Bedingung. „Wie! wenn es etwas sehr Liebes ist, das ich zuerst erblicken werde!“ Er bat den Mann eine bestimmtere Forderung zu stellen. Aber es war kein Neben über diese Sache mit dem Fremden. Als der König noch Vorschläge über eine andre Einigung vorzubringen Miene machte, wandte er sich unwillig ab. Mit strengem Tone sprach er: „Du wirst wohl schon inne geworden sein, daß ich mit meiner Zauberei dich in meiner Gewalt habe. Hier helfen dir die Goldkörner, die in den Flüssen deines Landes rollen, und die Goldtropfen, die des Morgens auf den Feldern deines Reiches liegen, nichts. Hier gilt meine Macht und mein Gebot. Und wenn du mir nicht zu geben versprichst, was ich fordere, so behalte ich dich selbst. Ich lasse dich nicht aus dem Walde hinaus.“

Der König sah ein, daß er sich fügen müsse. Seine Voraussetzung, daß er in die Gewalt eines unfreundlichen Geistes gerathen sei, hatte ihn nicht getäuscht. Er hegte nach dieser Gewißheit keinen andern Wunsch, als so schnell wie möglich aus dem Bereich heraus zu kommen. Es wurde verabredet, daß der König am morgenden Tage um dieselbe Zeit und an derselben Stelle des Waldsaumes ihm dasjenige überliefern sollte, was er heute bei seiner Rückkehr vom Thorweg des Schloßhofes an zuerst erblicken werde.

Kaum daß diese Verabredung getroffen war, da enthüllte sich vor den Augen des Königs, welcher ein großmächtiger Zauberer der Fremde im Walde sei. Denn es geschah wie zusehend, als verwandelte sich der Wald wieder in seine frühere, bekannte Gestalt. Nicht zwanzig Schritt waren sie gegangen, da wußte der König genau, wo er sich befinde, da sah er die Richtung, zu der er gehen mußte, um

geraden Wegs zu seinem Schlosse zu kommen; da sprach er zu dem Manne: „Du brauchst dich nun nicht weiter zu bemühen, ich finde den Weg wohl selbst.“

„Oho!“ rief aber der Fremde, „so ist's nicht gemeint! Wir gehen bis zum Saum des Waldes zusammen, damit du ganz genau die Stelle weißt, an der ich meinen Lohn morgen von dir erwarte.“ —

Klopfenden Herzens ging der König auf dem freien Felde seinem Schlosse zu. Was wird es sein, das ich von mir geben und in die Gewalt dieses unfreundlichen Wirthes liefern soll? Hätte er einen Diener bei sich gehabt, er hätte ihn mit dem Befehle vorausgeschickt, daß alle, die seinem Herzen vor andern theuer waren, sich in die hintersten Gemächer, bis er sie rufen ließe, zurückzögen. Aber er war allein. Ringsum auf dem Felde war nicht Ein Mensch zu sehen. Der König dachte an seinen Thorwächter. „Der pflegt sein Amt mit Treue zu verwalten!“ sprach er; „wie schwer wird es mir fallen, den alten reblichen Diener einem andern Herrn zu überantworten!“

Mit Gedanken dieser Art war er bis zum Thorweg gekommen. Noch einmal drangen Fragen und Bedenken, Besorgnisse und Ängste über ihn. Aber sein Schicksal mußte ja entschieden werden. Beherzt faßte er den Kegel und schob ihn weg.

Da stand, ziemlich nahe an der Pforte, die Amme mit des Königs Knäblein. Sie hatte von den oberen Fenstern des Schlosses ihren Herrn kommen sehen. Weil sie wußte, wie sehr sich der König über sein Söhnchen freute, war sie ihm entgegengegangen. Das Kind fing hell zu lachen an, als es seinen Vater sah, streckte ihm die Händchen entgegen und arbeitete mit allen Gliedern zu ihm hin.

Der König aber stand wie versteinert da. Kaum, daß er sich auf den Füßen hielt. „Ich ahnte es,“ so stammelte er vor sich hin, „mir war das Herz so schwer, — nun ist es geschehen!“ Als die Amme ihm das Kind reichte, flossen Thränen aus seinen Augen, — er gab es sogleich wieder zurück.

„Ihr werdet alle ebenso trauern,“ sprach er, nach dem Eintritt in das Schloß, zu seiner Frau und seinen Rätthen, „wenn ihr hört, was um diesen Knaben sich so eben entschieden hat.“

Der Schreck war allerdings groß, als er sein Begegniß im Walde erzählte. Der erste seiner Rätthe aber besann sich augenblicks und sprach: „Erhabener König, das Unglück um Dich, um Dein Haus und Dein Land ist schwer und hart. Ich fürchte aber nicht, daß Du nicht so viel Liebe im Volke besitzen solltest, daß Dir von der Herbigkeit

des Leides ein Theil abgenommen werden könnte. Ich entfende sogleich, wenn Du es mir nicht verbietest, Boten in alle Dörfer des Landes und lasse unter Deinen getreuen Unterthanen fragen, wer von ihnen, der ein Kindlein, dem Deinigen gleich alt, besitzt, gewillt sei, es gegen das Deinige einzutauschen. Du würdest dann allerdings den Prinzen zu andern Leuten geben müssen, könntest ihm aber täglich nachfragen, Dich auch durch den Augenschein, so oft Du wünschest, über ihn unterrichten. Und das ganze Land wüßte jederzeit, wo es seinen rechtgeborenen Fürsten vereinst zu fordern hätte.“

Dem Könige und der Königin erschien dieser Gedanke durchaus rathsam. Und schon die erste Stunde des nächsten Tages zeigte, wie klug der Vorschlag gewesen war. Denn aus dem benachbarten Dorfe kamen ein Bauer und eine Bäuerin mit einem Mädchen, dessen Wangen und Augen wie lachende Rosen und leuchtende Sterne waren. Die sprachen: „Hier, Herr König! nehmt das Kind, das Euch von Euren Schmerzen erlösen soll. Wir tauschen es gern nach Eurem Willen ein.“

Der König sah das Kind, es war fast noch schöner als sein eigener Sohn. Und auch um dieses Mädchen that es ihm wehe, so daß er einen Augenblick lang nicht wußte, was er thun sollte. Bald aber entschied sein Herz nach Vaterliebe. Die Kleider der Kinder wurden gewechselt. Und der Königssohn kam, als Bauernkind, in das Dorf am Fuße des Schloßberges; die Bauerntochter aber wurde, als Königskind, dem Wirth des Irrwaldes übergeben.

Der Königssohn im Hause des Bauern wuchs gesund und kräftig heran. Er trieb alles, wie die andern Kinder im Dorfe. Bald zeigte er sich in den verschiedensten Dingen als der beste unter ihnen, der aufmerksamste bei den Heerden auf der Weide, der geschickteste bei den Hantierungen des Landbaus und der gelehrigste für die Unterweisungen der Alten.

Der König kam von Zeit zu Zeit in das Dorf. Wie freute er sich, wenn er seinen Sohn wieder sah! Der Knabe verlor das Gedächtniß für Auge, Gestalt und Sprache des Königs nicht. Auch sah er ihn jetzt öfter. Nur daß es sein Vater sei, wurde ihm nicht gesagt.

Allmählig tröstete sich der König über die Trennung von seinem Sohne. Bei jeder neuen Unterhaltung, in die er sich mit dem heranwachsenden Knaben einließ, gewährte er Fortschritte, die unterdessen im klaren Denken, im Recht- und Gutempfinden eingetreten waren. Der Knabe hatte eine lebhafteste offene Art, die jedem außerordentlich wohlgefiel. „Er wird,“ dachte der König, „obwohl bei Bauersleuten aufge-

wachsen, doch dereinst ein guter König auf dem Thron des Landes sein."

Es kam nun, als der Knabe siebenzehn oder achtzehn Jahre alt geworden war, daß des Königs Gesundheit von Zeit zu Zeit sich wankend zeigte und der Gedanke an seinen Tod zur Erwägung gezogen wurde. Da faßte man im Rathe des Königs den Beschluß, den Erben des Thrones aus dem Bauernhause zu nehmen, ihn mit dem Geheimniß seiner Geburt bekannt zu machen und zu den Geschäften des Königthums angelegentlich heranzubilden.

Der König begab sich mit seinen Rätthen in das Bauernhaus; und in Gegenwart derer, die er so lange als seine Eltern betrachtet hatte, wurde ihm die Geschichte mitgetheilt, die sich im ersten Jahre seines Lebens ereignet hatte.

Man hatte allgemein und mit Zuversicht erwartet, daß eine freundliche Ueberraschung den Jüngling ergreifen, daß er mit Stolz das Glück willkommen heißen würde, das sich ihm so unerwartet vor Augen stellte. Statt dessen — was ging in ihm vor? — wurde er bei jedem Wort ernster. Und als der König seine Anrede geschlossen hatte, stand er schweigend da, die Blicke wie in sich gekehrt. Nach einer Weile Säumens begann er dann zu bitten, daß man seine Unsicherheit ihm verzeihe. „Oh!“ bat er, „sagt mir's noch einmal! Ich bin nicht euer Sohn?“ fragte er den Bauer und die Bäuerin, „und daß ich lebe und der Luft und des Lichts genieße, verdanke ich der Tochter, die ihr für mich hingegeben habt?“ Und als ihm diese Fragen bejaht waren, wandte er sich an seinen Vater und dessen Rätthe: „Und Ihr erkennt mich? und das ganze Land weiß es nicht anders, als daß ich Euer Sohn bin?“ und als er auch dessen vergewissert war, — „Nun wohl!“ sprach der Jüngling, „so ist es meine Pflicht, daß ich mich dem Königthum nicht entziehe. Vorher aber bin ich der, die mich errettet, die für mich, wie es scheint, Freiheit und Luft und Licht, ja Vater, Mütter und Geschwister eingebüßt hat, schuldig, nachzuforschen und, wenn irgend möglich, sie aus den Banden zu befreien und wieder an die Stelle zu setzen, die ich so lange eingenommen habe und nun wieder verlassen soll.“

„Was willst du thun, mein Sohn?“ fragte der König.

„Ich überliefere mich selbst dem Wirth des Irwaldes, — nicht, um ihm zu gehören, sondern um zu sehen, ob es mir gelingt, Kunde von meiner Ketterin zu erlangen und ihr und euch allen Vergeltung des Guten zu bereiten.“

„Mein Sohn,“ klagte der König, „du unter-

nimmst Unheilvolles und Thörichtes!“ Und alle Rätthe, auch Vater und Mutter des verlornen Kindes suchten ihn von dem Entschluß abzubringen. „Fällst du in die Gewalt des Waldwirthes, so wirst du nicht wieder frei von ihm. Dich stürzest du ins Verderben und der, die vor Jahren ihm überliefert ist, vermagst du Hilfe nicht zu bringen.“

Der Jüngling aber blieb fest und entschlossen. „Redet mir nicht von dem rechten Wege ab, der gerade vor mir einhergeht! Ich wähle ihn nicht nach Uebermuth, sondern nach dem, was meine Pflicht ist.“

Der Jüngling sprach so ernst und sicher, daß man ihn gewähren lassen mußte. Und es war mit Stolz, daß im Stillen der König zu sich sprach: „Ich bedaure es, daß mein Sohn sich nicht sogleich in mein Gefolge begiebt. Aber gewiß ist, daß jederzeit derjenige der beste König ist, der das edelste Herz in der Brust trägt.“

Anderen Tages ging der Königssohn in der Bauerntracht, deren er sich Alltags immer bedient hatte, in den geheimnißvollen Wald. Er hatte einen schweren Sack Erbsen sich auf die Schulter geladen. Gerade hinein, ohne auf Weg und Steg zu achten, war er eine ziemliche Strecke gegangen, — von fünfzehn zu fünfzehn Schritten aber ließ er eine Erbse auf den Boden fallen, — da begegnete auch ihm der Fremde und auf seine Aufforderung, ihm den rechten Weg zu weisen, sagte ihm dieser, er sei bereit dazu, wenn ihm der Sack Erbsen als Eigenthum übergeben würde.

„Das darf eigentlich nicht geschehen,“ antwortete der Königssohn, „denn in der vergangnen Nacht ist meine Tante gestorben und diese Erbsen soll ich den Todtenwächtern bringen, damit die arme Seele Ranken finde, an denen sie nach dem Glauben unseres Volkes zum Himmel klettern kann. Aber es ist nun einerlei, ob ich jetzt im Walde verkomme oder dir die Erbsen gebe. Zu den Todtenwächtern gelangen sie doch nicht. Es sei also drum!“

„So bringe sie in meine Wohnung! Danach geleite ich dich aus dem Walde.“

Beide gingen nun zusammen tiefer in den Wald. Der Königssohn aber ließ, wie vordem, unablässig von fünfzehn zu fünfzehn Schritten eine Erbse heimlich zu Boden fallen. Nach einiger Zeit bog der Weg in eine Schlucht, die immer tiefer hinabneigte. Ein großer hoher Stein versperrte den Weg. Nicht zwölf Menschen hätten nach des Königssohns Berechnung an dem Steine das mindeste Rütteln hervorbringen können. Der Wirth aber rührte mit einem Finger daran, da hob sich der Stein und ließ die Kommenden durch.

Dahinter war's nicht mehr eine Schlucht, sondern ein unterirdischer Gang, in dem sie vorwärts schritten. Denn über ihnen schlossen sich Erdrück und Felswände, so daß von dem Himmelsglanz nichts hinabdringen konnte. Ein matter Nebel machte die Gegend zuerst mühsam, allmählig aber leichter erkennbar.

Größer und weiter wurde nun, was dem Königssohn so eben wie ein Gang erschienen war. Fluren streckten sich nach rechts und links, und lebende Wesen verkehrten auf dem Boden, in den Flüssen und in der Luft. Aber alles war still, wie man die Stille eines Grabes denkt. Sie gingen über eine Brücke, unter der die Wogen aufspritzten und fortrollten; aber man hörte kein Plätschern und Rauschen. Neben ihnen weideten Heerden und man sah, wie die Kinder die Hälse zum Brüllen reckten; aber man vernahm den Ton ihrer Kehlen nicht. Bald darauf sprangen Hunde dem Waldwirth zu und bellten freudig an ihm herauf; aber alles blieb still. Die eignen Schritte gaben keinen Wiederhall. Dem Königssohn wurde gar angst in dieser Welt.

Nach einigem Gehen bogen sie um eine Felswand. Da schreckte der muthige Jüngling vor einem Lärm so stark zusammen, daß er sichtbar erzitterte. Wie von den Rattern vieler Sägemühlen, die alle auf einem Orte ständen, lärmte es in der Luft. Als der Waldwirth sein Erzittern gewahrte, sprach er lächelnd: „Aengstige dich nicht! es ist schon spät, die Großmutter, die zur Ruhe gegangen ist, schnarcht.“

Ein paar Schritte waren sie weiter gegangen, und der Königssohn erkannte eine Hofumzäunung, darin ein Haus und mehrere Ställe. Sie gingen langsam bei den Fenstern des Hauses vorbei. Ein Licht, das aus dem Zimmer leuchtete, zog den Königssohn an hineinzublicken, und er gewahrte am Bette der Großmutter ein Mädchen sitzend, wohl achzehn Jahre alt, dessen Wangen und Augen wie lachende Rosen und flackernde Sterne waren. Und, wie so eben vor dem Lärm, so schrak er nun vor der Schönheit des Mädchens so stark zusammen, daß auch diese Herzensbewegung seinem Begleiter beinahe verrathen wurde. Es war aber noch zur rechten Zeit, daß ihm einfiel, er dürfe sich dem Wirth des Ortes nicht so unverhohlen geben. Er bemeisterte Stimmung und Gedanken, ging ruhig weiter, und als er den Saal Erbsen an dem Orte, den ihm der Wirth bezeichneter, niedergelegt hatte, stand er wie nachdenkend still.

„Ja!“ sprach er, „was wird nun aus mir werden? Zu meinem Hause darf ich nicht zurück. Man würde mich übel ansehen, weil ich die Erbsen nicht an den rechten Ort gebracht habe.“

„Du mußt dir einen andern Dienst suchen,“ meinte der Waldwirth.

„Wer nimmt einen Knecht, der von seinem früheren Herrn nicht ein Lob mitbringt?“

„Ich könnte einen Knecht brauchen,“ sprach der Waldwirth nachlässig vor sich hin. „Die Magd muß im Hause gar zu viel der alten Mutter zur Hand sein. Das Vieh im Stalle leidet darunter. Wenn du bei mir bleiben willst —?“

„Grade schön finde ich's hier nicht. Aber um mir weiter zu helfen und ein gutes Zeugniß für die Zukunft zu erwerben, will ich mich für eine Zeit verdingen.“

Schnell waren die beiden Handels einig. Der Waldwirth wies darauf dem Königssohn für die Nacht ein Lager an, — es war im Vorraum zu dem Stalle, wo das Hausvieh stand, — und sagte, am Morgen werde er ihm durch die Magd seinen Dienst zeigen lassen. Darauf trennten sie sich.

Vor Ermüdung schlief der Jüngling sehr bald ein.

Als die Zeit des Morgens kam, wo die schlummernde Seele sich gewöhnlich in Träumen wiegt, war's ihm, als säße er hoch in einem goldenen Wagen, von vier weißen Rossen gezogen; ein Reiter mit blasender Trompete sprengte voran und zwei Diener mit goldverbrämten Gewändern ständen hinten auf; neben ihm aber in dem Wagen säße die Jungfrau, die er Abends vorher an dem Bette der Großmutter gesehen. Sie waren, er wie ein Prinz, sie wie eine Prinzessin gekleidet und benahmen sich wie Mann und Frau zu einander; und als seine Frau mit freundlichen Worten sich zu ihm wandte, lächelte er und sah ihr in die Sternenaugen tief hinein.

Aber — das war nur im Traum so. Einen Morgen, mit allen den Herrlichkeiten der oberen Erde, gab es überhaupt hier unten nicht, nichts vom Roth der Dämmerung, nichts von den farbigen Säumen der Wolken, noch vom Erklingen der Lüfte beim Sonnenstrahl. Gleichförmig ziehen sich Nacht und Tag ineinander. Doch hatte sich das Leben — unwissentlich — auch hier nach der Ordnung der oberen Welt gewöhnt. Und es war um eben die Zeit, als der Königssohn im Traume jenes Glück erlebte, daß die Jungfrau mit den Rosenwangen und den Sternenaugen sich vom Schlaf erhoben hatte und ihren gewöhnlichen Gang in den Stall machte, um die Kuh zu melken. Und als sie in den Vorraum kam und dort den schlafenden Jüngling sah, war's grade in dem Augenblicke, da dieser im Traume lächelte.

Solch ein Entzücken und solch ein Erschrecken zugleich, wie bei diesem Anblick durch die Seele der Jungfrau zuckte, hatte sie noch nie empfunden. Es

war ja der erste Mensch, das erste Wesen nach ihrer Art, das sie erblickte. Vor Freude, nach so langen Schmerzen der öden Einsamkeit, stand sie wie ein Marmorbild da und Thränen stürzten aus ihren Augen.

Der Jüngling lächelte noch immer im Traum; als nun aber die lebendigen goldnen Augenstrahlen der Jungfrau auf seinen geschlossenen Lidern ruhten,



da drang ihr Licht allmählig hindurch, und der Jüngling erwachte langsam. Seine Augen öffneten sich groß und weit vor der, die er im Traume so eben gesehen hatte.

Er glaubte weiter zu träumen. Nur sie lächelte nicht und neigte sich nicht redend zu ihm, sondern Thränen flossen aus ihren Augen und schweigend stand sie da. Sie waren auch beide nicht wie Prinz und Prinzessin gekleidet; es fehlte alles andre, was der Traum ihm vorgespiegelt hatte. Nur, daß er und sie dieselben seien, war ihm sicher.

Da blühte ein Gedanke durch seine Seele: ich werde dich zu meiner Königin machen, und wir werden in dem goldnen Wagen durch das Land fahren, und alles Volk soll frei von der Tücke dieses Zauberers werden!

Er reckte die Hand empor und wollte diese Versicherung so eben laut aussprechen. Da stand aber der Waldwirth mit verdrießlicher Miene in der Thüre. „Seid ihr schon zusammen?“ sprach er in barschem Ton. „Nur rasch ans Werk! und daß ihr nicht versucht, ein Wort mit einander zu reden! oder — versucht immerhin! die Worte, die ihr zu einander sprächet, würden klanglos sein. Du zeigst ihm schwei-

gend seinen Dienst im Stalle!“ sagte er zu dem Mädchen. Damit ging er hinweg und ließ die beiden allein.

Im Stalle standen drei Thiere, jedes in seinem besondern Raum. Rechts stand ein großer Stier, ganz weiß. Es leuchtete von ihm, wie von einer Nebelwolke, hinter der die Sonne durchbricht. Links stand eine Kuh, ganz schwarz. Sie sah sehr böse aus, wie ein heimtückischer Unhold. Und in der Mitte ein Kalb, das am Körper ganz schwarz, am Kopfe aber schloweiß war. Das Mädchen zeigte dem Jüngling, wo er das Futter für den Stier und die Kuh finde, wie er die Kuh beim Melken zwingt, keinen Tropfen Milch im Euter zurückzubehalten, und wie er auf der Weide sicher sei, daß das Kalb ihm nicht entlaufe.

Sie zeigte ihm, dem Befehl des Waldwirthes gemäß, alles schweigend. Doch bei einer Wendung geschah es, daß sie ohne es zu wollen, den Mund zur Rede öffnete. Wie erstaunte sie, als ihre Sprache klanglos war! Da stürzten ihr in heftigstem Schmerz die Thränen aus den Augen und wollten gar nicht enden. Sie hatte sich immer, so lange sie denken konnte, fremd an diesem Orte und wie in Banden der Knechtschaft gefühlt. Nie aber war ihr dieser Schmerz so überwältigend gekommen.

Es war eine Vorsichtsmaßregel des Waldwirthes gewesen, daß er dem Athem der beiden den Klang genommen hatte. Er glaubte sich nun sicher, daß ein Einvernehmen, das ihm nachtheilig werden möchte, zwischen ihnen nicht aufkommen könne.

Wie ist doch immer die Bosheit mit Kurzsichtigkeit und Unverstand gepaart! Denn nun, da das Reden tönender Sprache denen, die sich einander gleich und innig verbunden fühlten, unmöglich geworden war, nun dauerte es nicht lange, da hatten sie eine Sprache erfunden, nicht aus der Kehle und für das Ohr, sondern aus dem Herzen und für die Seele, — eine Sprache, die Niemand belauschen konnte und mit der sie die tiefsten Geheimnisse aussprechen durften, auch wenn Andre zugegen waren.

Mittels dieser Sprache erfuhr der Königssohn schon am zweiten Tage alle Leiden, denen die Jungfrau bisher ausgesetzt gewesen war: wie der Waldwirth sie im Zorn geschlagen, wie die Großmutter sie mit Schelten gequält, wie ihr die eifrigsten Dienste mit Unfreundlichkeit gelohnt worden seien. Er erfuhr auch, welche Greuelthaten der Waldwirth außerdem vollbracht habe: wie er, von der Oberwelt aus dem Walde zurückgekommen, sich des Mordes und Raubes an harmlosen Wanderern gerühmt habe; wie er immer nur diejenigen habe frei ziehen

lassen, die mit Nachgiebigkeit alles gethan, was er forderte. Was aber das Wichtigste war, der Königssohn erfuhr auch die Geheimnisse des Haushalts, welche der Jungfrau aus den Worten der Großmutter bekannt geworden waren. So hatte die Großmutter, unbewußt, allmächtig im Schlafe gesprochen:

„Du Liebling inmitten, härte die Stirn,
Schwarzweißes, schwarzweißes, hüte dein Hirn!
Wenn sie es dir spalten, ist's um uns gethan;
Wenn sie es dir spalten, wir müssen vergahn.“

„Laß uns nicht lange säumen!“ rief der Jüngling in seiner Herzenssprache zur Jungfrau. „Wenn morgen um die Mittagszeit der Waldwirth die Schlaf-

wachen hinter den Flüchtigen her gesandt hatte. Da lehrete sich die Jungfrau um, nahm das Tuch von der Goldkugel und hielt den Geistern das Licht entgegen. Sogleich fielen diese aus der Höhe herab und wurden zu Wellen eines Bächleins, das in einer Senkung des Bodens rückwärts floß. Noch wollte ein großer Fisch hervorspringen und die Fliehenden fassen; aber er fiel zurück und die Woge riß ihn mit.

Nicht lange, da erneuerte sich das Schwirren und Flüstern in der Luft. Es waren andere Geister, die der Waldwirth ausgesandt hatte. Wieder enthüllte die Jungfrau vor ihnen die Goldkugel. Da fielen auch sie zur Erde und wurden zu angewurzel-



stunde hält, in der ihn Niemand stören darf, dann halte dich bereit!“

Um die Mittagszeit standen beide im Stall. Er nahm das Beil und spaltete mit Einem Schläge die Stirn des schwarzweißen Kalbes. Da rollte statt des Hirns eine Goldkugel heraus, von der es leuchtete, als ob die Sonne aufgegangen wäre. Schnell nahm die Jungfrau ihr wollnes Tuch vom Kopfe, hob die Goldkugel auf und wickelte sie darein. Dann traten beide aus dem Stalle, und leise und eiligft nahmen sie den Weg zum Ausgang des unterirdischen Ortes.

Niemand hatte sie gesehn, und unbeirrt waren sie eine Strecke weit gekommen, als sie, zuerst ein leises, dann ein immer stärkeres Schwirren und Flüstern in der Luft vernahmen. Es waren böse Geister, die der Waldwirth gleich nach seinem Er-

ten wilden Rosensträuchern. Noch rechte sich eine Blüthe und wollte mit den Stacheln des Zweiges stechen; aber sie langte nicht so weit.

Und noch einmal kam ein Gesumme böser Geister hinter ihnen. Als die Jungfrau die Goldkugel vor ihnen enthüllt hatte, war's ein Schwarm Mücken. Noch wollten die Mücken zu ihnen fliegen; aber der Wind trieb sie rückwärts auseinander.

So waren sie bis an den schweren großen Stein des Eingangs gekommen. Schon von weitem hob er sich. Er hob sich von der Kraft der Goldkugel, die unterdessen noch sonniger geworden war, als sie schon vordem gewesen. Ihr Licht drang nun leuchtend durch das wollene Tuch hindurch.

Kaum aber waren die beiden unter dem Steine hinaus getreten, da fiel er polsternd zurück, und ein fürchtbares Krachen erscholl aus der Ferne und vom

Abgrund herauf, wie wenn große Gebirge zerbrächen und in Trümmern zusammensanken und die ganze Zauberwelt verschütteten, aus der sie eben entflohen waren. Und beide mußten des Spruchs der Alten sich erinnern:

„Wenn sie es dir spalten, wir müssen vergahn.“

Die Goldkugel war aber über alle dem nicht bloß heller geworden, sondern nun fing sie auch an zu wärmen und zu brennen, ja so stark, daß die Jungfrau sie nicht in der Hand behalten konnte. Nengstlich und vor Schreck warf sie sie weit von sich auf den Boden. Da zerplatzte sie mit lebhaftem Knistern und rund umher sprühte und flammte es.

Es war ein wunderbarer Anblick, zuerst wie wenn Weizen brennt und knisternd aufsteigt; dann, wie wenn Flammen zu Körpern werden und Glieder annehmen; dann, wie wenn ein Bild in verschiedenen Farben, roth und weiß und blau, gemalt wird. Was für ein Bild wurde gemalt? Ist's nicht eine goldne Kutsche und vier weiße Rosse davor? Nein, es war nicht ein Bild! es waren — aus dem Traum — die Kutsche und die Rosse selbst. Und der Vorreiter mit blasender Trompete war auch da, und die beiden Diener in den goldbetrefften Kleidern traten zu dem Jüngling und der Jungfrau,

und reichten ihnen aus dem Wagen die Anzüge des Prinzen und der Prinzessin. Und beide setzten sich hinein.

Und wo sie fuhren, standen zuerst im Walde von fünfzehn zu fünfzehn Schritten hoch aufgeschossne Erbsenranken. Dann aber, als sie aus dem Walde herausgefahren waren, lagen auf dem Boden, soweit sie sahen, Goldkörner neben Goldkörnern. Denn kürzlich war die Sonne aufgegangen und es hatte beim Aufgang leise geregnet.

Vor dem Schlosse aber wartete ihrer alles Volk. Denn der alte König war gestorben, und man hatte nur auf die Rückkehr des Thronerben gewartet, um das Fest der Huldigung zu feiern.

„Heil, König, dir und Heil deiner schönen Königin!“ riefen sie mit lauten Stimmen.

Während dies alles sich ereignete, war es nun auch in Wirklichkeit mehrere Male geschehen, daß die Prinzessin mit freundlichen Worten sich zu dem Prinzen gewandt und daß dieser ihr lächelnd in die flackernden Augen gesehen hatte.

„Willst du meine Königin sein?“ hatte er mit der geheimen Herzenssprache sie gefragt.

Und sie hatte geantwortet: „Wie du doch fragst! das bin ich ja schon!“

Im Herbst.

Von

Johannes Trojan.



Haust du nicht ein Weilchen warten
Herbstwind noch, unlieber Gast?
Sieh, wie du den kleinen Garten
Ueber Nacht verwüstet hast!

Blumen, die noch lang' sich konnten
Freund des Lichts, das alle freunt,
Gestern noch sich arglos sonnten,
Ach, wie traurig schaun sie heut!

Die so hübsch noch gestern waren,
Bäumchen, dichtgelockt und kraus,
Heut mit den zerzausten Haaren
Wie verwahrloßt sehn sie aus!

Schlanke Stand' und schwanke Rebe
Triffst du mit unsanftem Stoß;
Und sie klammern an die Stäbe
Sich voll Angst und athemlos.

Unter deinen rauhen Händen
Wie viel Pracht seh' ich zergehn;
Ach, und wie so schnell muß enden,
Was so kunstvoll war und schön.

Herbst, o laß nur noch ein Weilchen
Leben, was noch zierlich blüht!
Nächstes Jahr bringt wieder Weilchen,
Doch wer weiß, ob er sie sieht.

Die erste deutsche Warte auf der Heiden-Eiche.

Von

Felix Dahn.

Original-Zeichnung von W. Friedrich.



Der Ordensmeister Hermann Ball spricht:

Hierher, Genossen, in Sumpf und Wald!
Noch Wüste: deutsches Markland bald!
Aus Nied und Köhricht steigt empor
Die Heiden-Eiche: — kurz zuvor
Trank Ros-Blut hier noch Gott Perkun,
Doch deutsche Baumburg ward sie nun! —

Pflanzt unser Banner auf den Wipfel:
Stolz wall' es über alle Gipfel
Und schaue kühn von hoher Wart
Von Gedanum bis Memelgard.

Ein Fahnenträger sonder Gleichen
Trägt hier mit Klauschen unser Zeichen!

Und ob der Pole spöttisch höhnt,
Daß wir wie Vögel sind gewöhnt,
Die auf den Bäumen baun ihr Nest: —
Baut Männer, weiter still und fest!
Bald wird den Feinden schrecklich klar,
Von welcher Art der Vogel war.
Der Vogel auf der Preußen-Eiche —
Er baut den Adler-Nest dem Reiche.



Die Butterjungfer von Zerbst.

Nach einer Geschichte von B. Klein erzählt

von Julius Lohmeyer.

Original-Zeichnungen von Carl Köhling.



stätten und
Paläste
versinken,
aber eine
gute hel-
fende
That für
das Wohl
unserer
Mitmen-
schen, und

wäre es die kleinste, lebt Gutes wirkend fort, wenn auch nicht immer im Gedächtniß der Menschen.

Solche Gedanken bewegten mich, als ich vor längerer Zeit auf dem hübschen, stattlichen Marktplatz von Zerbst stand.

Vor mir erhob sich das ehrwürdige, alterthümliche Rathhaus, über dem der hohe Thurm der Nikolaikirche hervorragt.

In früheren Jahrhunderten ging es oft heiß und stürmisch zu in den alten Rathhäusern, und auch in diesem hier. Die Stände lagen oft in harter Fehde und stritten heftig um ihre Rechte und Privilegien miteinander. Parteien und Geschlechter kämpften um die Herrschaft in den Städten, und die „Gestungen“, welche schließlich das Regiment an sich gerissen hatten, drückten oft schwer und rücksichts-

Deutsche Jugend. XII.

los auf die Gemeinden, besonders auf den kleinen, ärmeren Bürgerstand.

Die Weiden, die dort vor dem Zerbster Rathhause aufgestellt sind, wissen davon zu erzählen. Es waren dies das mächtige Steinbild des Roland und das kleine der — Butterjungfer.

Noch in mancher deutschen Stadt, wie in Halle, Bremen, Nordhausen, finden wir riesige Standbilder jenes fabelhaften Riesen Karls des Großen *) auf den Marktplätzen und vor den alten Rathhäusern aufgestellt, aber nur der Stadt Zerbst ist das Bildniß der „Butterjungfer“ eigen.

Von dem gewaltigen Steinhelden konnten die guten Zerbster Bürger wohl nicht allzuviel berichten, aber Alt und Jung wußte zu erzählen von dem Liebesdienst, den jene gutherzige Jungfrau einstmal der Gemeinde der Stadt erwiesen hatte.

So theile ich euch denn die Geschichte mit, wie sie, dem Stoffe nach, von B. Klein in seinen hübschen Erzählungen **) uns berichtet wird.

Wohl im sechzehnten Jahrhundert — lebten in einem düstern alten Hause auf dem Marktplatz von Zerbst zwei Schwestern. Niemand wußte recht, woher sie gekommen waren, wie sie eigentlich hießen und wovon sie lebten, aber das wußte ein Jeder, daß sie sich beide sehr lieb hatten und in herzlicher Eintracht bei einander wohnten. Man nannte sie in der Stadt nur schlechtthin: „die beiden Schwestern aus dem Erkerstübchen“.

Was die eine der Schwestern besaß, das war auch der andern eigen. Keine wollte etwas für sich besitzen. Was die eine wollte, das wünschte auch die andre. Sie waren fleißig und sparsam, und kein Armer hat sie vergeblich um ein Scherflein. Ueberall wirkten sie Gutes und bei jeder Stiftung der Stadt theilhaftigen sie sich mit reichen Gaben.

Freilich gab es auch neidische Menschen in der Stadt, welche die Güte der Schwestern zu verkleinern suchten, und, weil sie selbst herzlos und selbstsüchtig

*) Ueber die Geschichte und die Bedeutung dieser Rolandsfäulen giebt uns ein Aufsatz interessante Aufschlüsse, der in einem der nächsten Hefte der Deutschen Jugend erscheinen soll.

**) Erschienen im Verlage von Rudolf Runke, jetzt bei E. Voss in Dresden.

waren, auch meinten, die Schwestern wollten mit ihren Liebesgaben nur prahlen und sich vor ihren Mitbürgern hervorthun. Solcherlei Reden aber suchten die guten Jungfern wenig an, die stets nur thaten, was ihr liebereiches Herz sie thun ließ.

Eines Tages gab es in der Stadt viel zu reden, denn die Nachricht hatte sich verbreitet, die beiden Schwestern hätten eine große Erbschaft gemacht. Nun, hieß es, würden sie wohl ihre beiden Erkerstübchen verlassen, ein prächtiges Gebäude beziehen und in Pracht und Luxus leben. Die Klügsten zerbrachen sich schon die Köpfe darüber, wie das große Vermögen wohl am Besten verwandt werden könne. Viele eilten nun auch, um die bis dahin ganz allein stehenden Schwestern aufzusuchen und sie ihrer Freundschaft zu versichern. Aber die Jungfern waren nach wie vor nur für Wenige zu sprechen und blieben in ihrem Erkerstübchen wohnen. Sie trugen nach wie vor ihre schwarzen, wollenen, schlichten Kleider mit den blendendweißen Halskrausen und die einfach schwarzen Häubchen, die so schmuck ihre gutherzigen Gesichter umschlossen. Sie wollten weder von den hochmüthigen Frauen der reicheren Bürger, noch von deren prahlerischen Söhnen etwas wissen, die sich ihnen nun als Freier antrugen.

Man wollte sogar erfahren haben, daß zwei jüngere Rathsherrn, obgleich sie mit ihren bligblanken gülden Ketten um den Hals zu den Schwestern hinaufgestiegen waren, um sich ihnen als Freier vorzustellen, mit langen Nasen und etwas bläulichen Gesichtern das Haus mit dem kleinen Blumenkerker wieder verlassen hätten.

Bald hieß es darum auch, und besonders als man sah, daß die Schwestern in ihrem Leben und ihren Gewohnheiten nichts änderten: mit dem Reichthum werde es doch wohl nicht so weit her sein, sonst würde man den Jungfern doch etwas davon ansehen müssen. So beruhigten sich denn die guten Zerbster nach und nach, und Keiner von ihnen wollte bei Leibe jemals daran gedacht haben, sich den Schwestern als Eheherr anzutragen, am wenigsten die beiden Rathsherrn.

An einem Samstag-Vormittag war es, als sich auf dem Marktplatze von Zerbst ein lautlärmendes Gewühl zum Rathhaus drängte. Die Bürger sprangen neugierig von ihrer Arbeit auf, traten vor ihre Thüre und schauten nach dem Markt hinüber. Die Meisten aber konnten nur einen lärmenden Menschenknäuel bemerken, und beneideten diejenigen, die von ihren Fenstern aus sehen konnten, was in seiner Mitte vorging.

Auch die beiden Schwestern gehörten zu diesen Beneideten, denn dort standen sie, hinter den blühen-

den Rosenstöcken ihres Erkerfensters, Arm in Arm, und schauten auf die sich drängende und tobende Menge hinunter.

„Sieh nur, Martha,“ sprach Marie die jüngere der Schwestern, „jenes alte Mütterchen, das die Rathsknechte festhalten und mit sich fortzerren. Sie trägt ein Körbchen in der Hand, das sie ängstlich zu verstecken scheint. Gewiß hat sie gegen das Verbot des Rathes Butter in der Stadt verkauft.“

„Die arme Frau!“ sagte Martha. „Ja wohl, ich erkenne sie, es ist dieselbe, die ich sonst öfters draußen vor der Stadt am Butterdamm ihre Waare feilbieten sah. Ei sieh, wie die rohen Männer die Alte zerren und stoßen und ihr das Körbchen zu entreißen suchen. Sieh nur, wie sie schluchzend die Hände vor das Gesicht preßt!“ „Komm, Martha,“ drängte die Jüngere, „wir wollen hinunter gehen, vielleicht können wir helfen.“

Bald darauf sah man die Jungfern aus dem alten Hause treten und sich mitten in das Getümmel begeben, denn Beide waren, trotz ihres zurückhaltenden und scheuen Wesens, doch muthigen Herzens und fürchteten sich vor keinem Menschen.

Mancher, der die wackern Schwestern kannte, machte ihnen ehrerbietig Platz, als sie sich in den lärmenden Haufen mischten, und bald waren sie der armen Frau nahe genug gekommen und hörten, um was es sich handelte. Das Volk, das offenbar für die Alte Partei ergriffen hatte, suchte sie mit begütigenden Reden oder heftigen Schimpfworten vor den Angriffen der Männer zu vertheidigen und zu schützen.

„Liebe Herrn!“ rief die alte Frau, „Ich bitte Euch, laßt mir nur dieses Mal noch meine Waare! Die Hälfte gehört meiner Nachbarin. Ich will mein Lebtag ja kein einziges Stück Butter mehr in der Stadt verkaufen!“

Vergeblich flehte, schluchzte und bettelte die Arme: die beiden Amtsdienere hatten kein Ohr für ihre Bitten, und wahrlich hätte es sich auch schlecht geschickt für einen Diener der Obrigkeit, Mitleid und Milde zu zeigen.

„Ja!“ rief der Eine und riß der Alten den Korb fort, „das wäre Euch wohl recht, Frau Barbara! Schon zum dritten Male habt Ihr in der Stadt Butter verkauft, statt draußen auf dem Butterdamm, wie es der hohe Rath bestimmt hat. Wißt Ihr nicht, daß die Strafe dafür jedes Mal auf das Doppelte steigt? Und nun macht kein solches Aufheben! Rasch ins Gerichtszimmer vor den Herrn Rathsrichter!“

Frau Barbara weinte bitterlich, aber es half ihr nichts, die Rathsknechte rissen sie mit sich fort die Stufen zum Portal empor.

Die versammelte Menschenmenge, die murrend und voll Theilnahme dem Handel zugesehen hatte, drängte sich nun schimpfend und scheltend den Schergen nach, in die Rathshalle.

„Seid nur ruhig!“ raunte der kleine bucklige Rathschneider leise der alten Frau in's Ohr. „Wir legen zusammen und ersetzen Euch den Verlust.“

„Das versteht sich!“ rief ganz laut und voll Grimm der mächtige Grobschmied. „Sollt schon wieder loskommen, und sollte ich Euch mit diesen Beiden dazu helfen.“ Bei diesen heftig ausgestoßenen Worten schob er unwillig seine Aermel in die Höhe und zeigte ein paar derbe, kräftige Arme.

„Ei was!“ rief der dürre Würzkrämer Zeit dazwischen, der der Vetter des Herrn Rathrichters war: „Sie ist eine abscheuliche Betrügerin, die alte Barbara! Das Weib bringt alle ehrlichen Kaufleute um ihr Brod. Nicht ohne guten Grund hat der Rath das Gesetz zu unserm Schutz und Frommen erlassen. Die Strafe kann gar nicht streng genug sein für solchen Betrug!“

„Nun, nun, Herr Zeit, so arg ist das Unrecht am Ende denn doch nicht!“ warf spöttisch eine kleine, wohlbeleibte Frau dazwischen, die sich in das Gedränge mischte. Es war die reiche Frau Amsel aus dem Bären, dem größten Wirthshaus in der Stadt. „Wie könnt ihr die arme Frau nur gleich eine Betrügerin schelten? Eure Butter taugt wahrlich nichts, und es ist eine ganz abscheuliche Forderung des Rathes, daß unser Einer in aller Kälte und Hitze beinahe eine Stunde bis zum Butterdamm hinaus laufen soll, um sich für sein schweres Geld ein Stück guter, frischer Butter von den Bauern zu holen, wenn man nun einmal die alte Waare von unsern Kaufleuten nicht nehmen will.“

„O, liebwerteste Frau Nachbarin, wie seid Ihr doch so ungerecht,“ schmunzelte nun der kleine Würzkrämer, der wieder ganz ruhig geworden war, mit süßem Lächeln; „Ihr thut wahrlich, als ob bei uns kein Loth guter, frischer Butter zu bekommen wäre und als ob wir Euch nicht stets die beste und reellste Waare feil böten!“

„Die theuerste gewiß!“ erwiderte Frau Amsel ganz aufgeregt. „Was gehen uns überhaupt Eure Privilegien an? Wir wollen kaufen, wo und von wem es uns beliebt!“ Mit diesen Worten ließ sie den verblüfften Würzkrämer stehen und keuchte mit unwilligen Schritten die Rathhaustreppe hinauf.

„Hochmüthige Heze!“ brummte der Krämer ihr nach. „Und was das Schlimmste ist, man darf ihr trotz aller ihrer Grobheit nicht einmal ein scharf Wörtlein sagen, sintemal sie die beste Kundin in der

Stadt ist. Aber der alten Barbara gönne ich die Lehre! Das Bauervolk schnappt uns so wie so schon allen Verdienst fort. Der Rath schützt unsere verbrieften Vorrechte nicht ohne Ursach. Sind wir Kaufleute nicht der angesehenste Stand in der Stadt? Ich will doch sogleich in die Gerichtshalle gehen und meinen Vetter, den Rathsherrn, aufsuchen. Das Weib muß exemplarisch bestraft werden.“

Die Vorhalle des Rathhauses, die Treppen und Corridore waren bereits von der Menge überfüllt, die sich in lebhafter Erregung nach der Gerichtshalle drängte; denn längst schon waren die Einwohner über die harte Bestimmung des Rathes aufgebracht, die er zum offenbaren Vortheil der Kaufleute erlassen hatte.

Die alte Barbara stand mit verweinten Augen und ängstlich zitternd an dem Rathstische, an welchem der gestrenge Herr Richter in schwarzer Amtstracht saß. Sein dickes, rothes Gesicht vergrub sich halb in die steife Krause, die seinen feisten Hals umgab. Ernst und gravitatisch blätterte er in einem großen Folianten. Neben ihm hockte der kleine, schiefe Stadtschreiber, der diensteifrig jedes seiner Worte niederschrieb. Dicht vor dem aufgeschlagenen Rechtsbuche aber stand das unglückselige Butterförschen.

„Ich wünschte,“ brummte der derbe Grobschmied Frau Amsel in's Ohr, „die Butter zerflöße und ließe über die ganze Gerechtfamkeit von Herbst; denn in dem großen Buche steht doch nichts weiter, als wie die großen Herren uns kleinen Leuten am besten das Fell über die Ohren ziehen können.“

„Ruhe!“ gebot jetzt der Richter und richtete sich in seiner ganzen Würde empor. Wirklich ward es still in der Halle.

„Frau Sophia Dorothea Barbara, bekennet Ihr, daß sothaner Korb mit Butter der Eurige sei?“

„Ja!“ schluchzte die Alte unter Thränen hervor.

„Wollt Ihr auch eingestehen, daß Ihr diese Butter allhier verkaufen wolltet?“

„Ja!“ schluchzte die Alte wieder.

„Was seid ihr für eine dumme Trine!“ schnaufte der Grobschmied der Alten in's Ohr. „Warum sagt Ihr denn zu Allem Ja?“

„Wißt Ihr,“ fuhr der Richter in strengem Tone fort, „daß solches Thun auf das Strengste verboten ist?“

„Nein!“ stotterte die Schuldige in der Verwirrung der Angst.

„Was sagt Ihr?“ rief jetzt aufgebracht der Rathsherr; „Frau Barbara, Ihr lügt, lügt hier im öffentlichen Gericht! Schon zu zweien Malen seid Ihr solches Treibens wegen bestraft worden und jetzt“ —

„Ja, Ja!“ unterbrach die Alte weinend den Richter, „Ich weiß es ja. Ich wollte auch wahrlich nicht „Nein“ sagen und thue es gewiß nicht wieder.“

Der Richter aber hatte bereits die mächtige Feder zur Hand genommen und sagte in gedehntem Tone, indem er schrieb: „Wirb notirt! Ihr habt den Richter zu belügen gesucht.“

„Weil nun,“ fuhr er nach einer Weile feierlich fort, indem er sich aufs Neue erhob, „das Gesetz dieser Stadt es also bestimmt und der Rath und alle ehrfamen Bürger“ —

„Nein! Nimmermehr! Nicht wir!“ ertönte es jetzt sehr unehrerbietig aus einer Ecke des Zimmers.

„Ruhe!“ donnerte aufs Neue der Rathsherr und war dabei ganz roth vor Grimm geworden. „Also, weil der Rath es also bestimmt, daß in dieser unsrer guten Stadt kein Buttermarkt abgehalten werden solle, allhier auch von Keinem Butter verkauft werden darf, als von unsern ehrenwerthen und getreuen Kaufleuten, hat er für alle, so diesem Gebote zuwider handeln, eine Strafe von vier Goldgülden festgesetzt und hiezu bestimmt, daß ein Jeglicher, der wiederholentlich bei dem Verkaufe ertappt würde, das Doppelte oben benannter Strafe zu verbüßen habe.“

Neues Murren entstand im Saale. „Wir dulden es nicht länger. Warum sollen wir keinen Buttermarkt haben, wie andere Städte?“ rief es durcheinander. „Was gehen uns eure Rathsvettern an.“

„Ruhe! Zum letzten Male befehle ich es,“ rief der Richter in hellem Grimm, „oder ich lasse sofort die Halle räumen!“

„Da Ihr, Frau Barbara,“ fuhr er ruhiger fort, „am heutigen Tage bereits zum dritten Male diesem Verbot zuwider gehandelt habt, so wird Euch hiermit von Amts wegen die sechsfache Strafe als Buße zuerkannt, macht in Summa achtundzwanzig Goldgülden, welche der Stadt und den Kaufleuten des Ortes als Schadenersatz zufallen.“

Die alte Frau stieß einen Schrei des Schreckens aus und sank halb ohnmächtig auf den Steinboden nieder.

Unwilliges und immer lebhafteres Murren durchlief aufs Neue die aufgeregte Menge. Ein paar kräftige Arme hoben sich aus dem Gewühl empor.

„Das kann sie nimmer bezahlen!“ rief der Grobschmied, „nehmt ihr doch lieber gleich ihr ganzes Häufel!“

„Wir wollen unsern Buttermarkt wieder in der Stadt haben!“ riefen andere laute Stimmen.

Dem gestrengen Herrn Richter ward es in seinem

langen schwarzen Amtsrock ganz heiß, und heftig pustend vergrub er sein puterrothes Haupt in den vor ihm liegenden Folianten, als er sah, daß die aufgeregte Menge immer näher an die Schranken des Rathstisches herandrängte. Er sah sich nach seinen Helfershelfern um, deren einer mit dem Grobschmied schon in thätlichen Handel gerathen war, während der andere sich mit etwas scheuer Miene hinter den Tisch zurückgezogen hatte.

„Führt die Schuldige sogleich hinweg!“ befahl der Richter mit barscher Stimme.

Der zweite Gerichtsdiener trat näher und suchte die Alte, die noch immer zusammengesunken auf dem Steinboden lag, gewaltsam emporzuziehen.

Die Menge murrte jetzt laut und machte Miene die Alte ihm zu entreißen. Zornige Blicke schossen nach dem Richter und mehr als eine geballte Faust erhob sich. Unzweifelhaft wäre es zu einer tumultuarischen Scene gekommen, aus der sich für die Ruhe der Stadt die bedenklichsten Folgen ergeben hätten; plötzlich aber theilte sich der Haufe, und in ihrem schlichten, schwarzen Kleide trat Martha, die älteste der beiden Schwestern, vor den Richter, während die jüngere an der Saalthüre stehen blieb. Sofort trat tiefe Stille ein.

„Was will die Jungfer?“ fuhr sie der Richter unwirsch an.

Martha verneigte sich ehrerbietig.

„Gestrenger Herr Richter!“ sprach sie in bescheidenem Tone, „nehmt es nicht ungütig auf, wenn ich Euch frage, ob und wie der armen Frau da geholfen werden kann?“

Der Richter maß die Jungfer mit sehr ernstem und unwilligen Blicken. „Ei Jungfer,“ sprach er dann, „ist das brav von Euch, daß ihr Einer helfen wollt, die gegen das Gesetz der Stadt gefehlt hat?“

„Verzeiht, hochgebietender Herr,“ antwortete Martha. „Sie hat gewiß gefehlt, aber die Frau ist sehr arm und müßte wohl all ihr Hab und Gut hergeben, um die Buße zahlen zu können, die das Gesetz fordert; darum, hoffe ich, habt Ihr die Güte und zeigt mir einen Ausweg an, wie ihr zu helfen wäre.“

Dem Richter schien der bescheidene Ton der Fürsprecherin zu gefallen.

„Ich sage Euch, liebwerthe Jungfer,“ sprach er leutfeeliger, „die Schuldige fehlte bereits zum dritten Male, und Zucht und Ordnung muß in der Stadt herrschen; aber wenn Ihr sie wirklich loskaufen wollt, so will ich aus besonderer Gunst es für dieses Mal noch gestatten, sonst müßte Frau Barbara freilich im Rathsthurme sitzen, bis die Buße aus dem Erlös ihrer Habe bezahlt worden wäre. Das schwöre ich

Euch zu, und ebenso schwöre ich, Kraft meines Amtes,“ — bei diesen Worten erhob sich der Richter und wandte sich mit Nachdruck gegen die unwillig zuhörrende Menge — „daß trotz alles Murrens und aller böswilligen Gegenrede nun und nimmermehr der Buttermarkt in die Stadt verlegt wird, es sei denn, daß jeder Schritt vom Butterdamm bis vor das Rathhaus mit einem Goldgülden erkaufte würde. Ihr habt es gehört und jetzt verlaßt den Saal.“

Lautes Murren ließ sich wieder vernehmen. Die Menge wich und wankte nicht von der Stelle. Nur einige Eingeschüchterte wollten die Halle verlassen; als sie jedoch sahen, daß Jungfer Martha noch immer gerade und fest vor dem Richter stand, blieben auch sie, um zu vernehmen, was sich weiter ereignen würde.

„Wenn Ihr es gestattet, hochgebietender Herr und Richter,“ hob Jungfer Martha in anmuthigem Tone an, „so will ich Frau Barbara loskaufen und Euch dienstwilligen Dank sagen für Eure Gnade. Was aber Euren Schwur wegen des Buttermarkts betrifft, so ist es Euch damit wohl nicht in gleicher Weise Ernst gewesen?“

„Mein voller Ernst ist es mit diesem Schwur gewesen,“ antwortete der Richter mit etwas gerunzelter Stirn, „denn Bürgermeister und Rath haben es also beschlossen.“

„Gestrenger Herr Richter,“ sprach Jungfer Martha in immer gleich bescheidenem Tone: „So erlaubt mir, daß ich Euren Schwur aufnehme. Jeden Schritt vom Butterdamm an will ich mit einem Goldgülden belegen, wenn der Rath dafür gestattet, daß der Buttermarkt auf jene Stelle hin verlegt werde, wo mich meine kleinen Ersparnisse im Stich lassen sollten.“

Der Richter, der bei diesen Worten wieder besserer Laune geworden war, lachte jetzt laut auf und sprach: „Wie? Ihr wolltet Euch wirklich darauf einlassen, Jungfer? Ihr wolltet in Wahrheit jeden Schritt mit Gold auskaufen, um den Markt der Stadt wieder näher zu rücken? Aber bedenket wohl, was kann es Euch nützen, Euer Geld dahinzugeben? Bis in die Stadt selbst werdet Ihr den Markt doch unmöglich bringen können, denn hierzu würde Euer ganzes Vermögen wohl nimmermehr ausreichen.“

„Sei es darum, Herr Richter!“ antwortete Martha, „haltet nur, was Ihr versprochen und gelobet mir, daß an der Stelle, auf welche ich mein letztes Goldstück niederlege, der neue Markt begründet werden darf.“

Nach einer kleinen Pause, in welcher der Richter sich wohl die Menge der Goldstücke überschlagen haben

mochte, welche die Stadt bei diesem Handel würde einstreichen können, sagte er mit ungläubigem Lächeln: „Sei es denn so, Jungfer! Jedoch noch heute müßt Ihr Euer Vorhaben ausführen.“

„Das will ich!“ erwiderte Martha fest.

Eine freudige Bewegung unter der bis dahin fast athemlos zuhörenden Versammlung begleitete diese letzten Worte.

„Wohlan!“ sagte der Richter lächelnd, so wollen Wir vom Rathe uns denn heute Nachmittag Punkt drei Uhr am Butterdamm einfänden und zuschauen, wie weit der Jungfer Goldgülden reichen werden.“

Nach diesen ein wenig höhnisch gedehnten Worten schlug der Gestrenge das große Rathsbuch, das vor ihm lag, zu und schien sich anschicken zu wollen den Saal zu verlassen.

Martha trat einen Augenblick zu ihrer Schwester, die noch immer an der Thür stand, und nachdem sie einige Worte mit dieser gewechselt hatte, schritt sie wieder auf den Richter zu und zahlte achtundzwanzig Goldstücke, die Strafe, welche Frau Barbara zuerkannt worden war, auf den Rathstisch.

Freudig zustimmendes Gemurmel ging durch den Saal. Es waren wirklich lauter neue blanke Goldgülden, die der Richter kopfschüttelnd einstrich, worauf er sich verneigte und mit den Rathsknechten den Saal verließ. Einer von diesen übergab der Alten ihr Körbchen, die freudig schluchzend die Hand der Jungfer küßte.

Die braven Zerbster machten nun ihrer Freude und ihrem Erstaunen Luft; als sie sich aber nach den Schwestern umschauten, um ihnen auch ihrerseits ihren Dank auszusprechen, waren diese längst verschwunden und man sah sie schon drüben die Stufen zu dem alten Hause mit dem hübschen Blumenekker wieder hinauf steigen. Sie schritten nebeneinander her, schwesterlich ihre Hände umfaßt haltend, und dankten mit freundlichem Kopfnicken den Leuten, die sie auf ihrem Wege, stammend und ehrerbietig begrüßten. —

Die Glocke der Nikolaikirche hatte noch nicht zwei Uhr geschlagen, als schon der Butterdamm von Neugierigen wie belagert erschien. Auch auf dem Wege von der Stadt bis dorthin wimmelte es von Fußgängern aller Stände. Ganz Zerbst schien ausgezogen zu sein, um dem seltsamen Schauspieler beizuwohnen, das in so naher Aussicht stand. Ueberall sah man bewegte Gruppen stehen, in denen alle nur möglichen Vermuthungen über den mutmaßlichen Ausgang der Sache laut wurden.

Mit größter Spannung sah man der nächsten Stunde entgegen. Manche gute Hausfrau hatte sich

heimlich ein Goldstück eingesteckt, um es im Nothfalle den wackern Schwestern zu Hilfe geben zu können.

„Das sind doch brave Jungfern!“ sagte der Grobschmied, der neben dem buckligen Rathschneider einherging. „Ihr werdet sehen, sie bringen den Markt richtig in die Stadt, denn sie müssen doch in Wahrheit erkflectlich reich sein.“

„Nur gemacht!“ ließ sich der Würzkrämer Zeit vernehmen, der hinter jenen Beiden herkeuchte. „Die Jungfern scheinen mir sehr närrische Geschöpfe zu sein, da sie ihr schönes Geld für eine so thörichte Sache hergeben wollen. Und wie weit wird es denn reichen? Bis zur Stochschmiede vielleicht, das wird Alles sein. Aber was ist damit geholfen?“

Der Grobschmied schüttelte grimmig den Kopf und wollte eben eine Antwort ertheilen, die dem Würzkrämer wohl wie ein berber Hammerschlag in die Ohren gedröhnt hätte; plötzlich aber nahen der gestrenge Bürgermeister mit dem Richter des Rathes und noch zwei andere Rathsherrn. Eilfertig machte man überall den Herren Platz, um sie bei guter Laune zu erhalten.

„Hört,“ flüsterte der jüngste der Rathsherrn, der auch ein Kaufherr war, dem Bürgermeister, seinem Schwiegervater, in's Ohr: „Es wäre doch immer möglich, daß die Jungfern in ihrer gutmüthigen Narrheit ihr ganzes Hab und Gut daransehten und so am Ende doch noch den Markt in die Stadt hineinbrächten. Damit wäre uns aber ein schlechter Dienst geschehen.“

„Nur nicht verzagt!“ gab der Bürgermeister zurück. „In die Stadt können sie den Markt unmöglich laufen, und bleibt er draußen vor dem Thore, so erheben wir von den Bürgern am Thor eine Steuer, die alles wieder gut macht. Unsrer Weisheit soll nicht zu Schanden werden. Aber still! dort kommen die Jungfern schon!“

Fröhlicher Zuruf begrüßte überall die freundlichen Schwestern, die anspruchslos und fast befangen des Weges einhertritten.

Mancher Blick fiel wohl etwas bang und befremdet auf den bescheidenen Beutel, den Schwester Martha in den Händen hielt.

„O weh, damit reicht das gute Mädel nicht weit!“ sagte die dicke Frau Amsel, die sich im Gewühl langsam vorwärts schob. „Da werde ich meine goldgespickte Börse wohl noch los werden!“

„Nur, Jungfer, hübsch derbe, große Schritte gemacht!“ raunte der Schmied der ältesten der Schwestern zu, als sie bei ihm vorbei kamen. „Könnte ich Euch nur meine Füße borgen.“

Martha lächelte und trat mit sittiger Verneigung

vor den Bürgermeister und die Rathsherrn, die am Damme bereits Posto gefaßt hatten und die Schwestern mit herablassender Freundlichkeit begrüßten.

„Gott zum Gruß!“ sprach Jungfer Martha mit heller Stimme, „Gestrenge Herrn! Darf ich noch einmal fragen, ob Ihr genehmigt, bei Eurem Amt und Eurer Ehre, daß der Markt dahin verlegt werde, wo ich stehen bleibe und mein letztes Goldstück niederlege?“

„So soll es sein und so ist es unsre Meinung und unser Wille, lieberthe Jungfer,“ antwortete der Bürgermeister.

„So gebt uns ein Schriftstück darüber, hochmögende Herren, damit auch in Zukunft Euer Beschluß von dem Rathe geachtet werde.“

Der Bürgermeister holte aus seiner pelzverbrämten Schauben eine Rolle hervor, an der ein großes Siegel hing, und überreichte das Document der Jungfrau. Man hatte die Forderung der Schwestern im Rathe schon vorausgesehen und sich für solchen Fall fürsichtlich eingerichtet.

Jungfer Martha verneigte sich jetzt ehrbarlich, reichte der Schwester das Document und begann ihren Weg. Neben ihr schritt die Schwester einher. Vor jedem Schritt neigte sich Jungfer Martha anmuthig zur Erde und legte ein Goldstück vor die Spitze ihres rechten Fußes.

Der Richter selbst ging hinter ihr her, bückte sich nach jedem Schritt und nahm den Goldgülden auf. Neben ihm schritt ein Rathsknecht, der eine große blanke Schaale trug, in die der Rathsherr jedes neu aufgehobene Goldstück klingend hineingleiten ließ.

Anfangs weidete sich der dicke Herr offenbar an seiner erfreulichen Arbeit, und lächelte vergnügt in seinen schwarzen Bart, nach und nach aber fing er bei dem steten Beugen und Bücken an bedenklich zu stöhnen.

Mit athemloser Spannung folgten Aller Blicke den Jungfern. Still und wie gebannt stand die Menge rechts und links am Wege und ließ eine breite Gasse für den Zug frei. Weiter zurück folgten der Bürgermeister und die andern Rathsherrn.

Immer wieder richteten sich mißtrauische Blicke nach dem kleinen Beutelchen, das doch unerschöpflich erschien. Das kam aber daher, daß Schwester Marie immer, wenn ein Beutelchen geleert war, ein neues aus ihrem Gewand hervorholte und es der Schwester reichte. So bewegte sich der Zug immer weiter und weiter.

Der Richter, der pustend hinter den Jungfern einherkeuchte, war der Mühe bereits überdrüssig. Kirschroth war sein Gesicht und heftig schnaufend

wischte er sich nach jedem neuen Blicke den Schweiß vom Antlitz, der in dicken Tropfen über seine Wangen herab rann. Aber immer weiter und weiter schritten die Schwestern.

Immer lauter und fröhlicheres Gemurmel der Freude und der Verwunderung ließ sich vernehmen. Der Richter wagte kaum noch empor zu schauen, um nicht den spöttischen Blicken der Menge zu begegnen. Er vermochte nur mit schwerem Keuchen zu folgen, griff aber doch gierig nach jedem neuen Goldstück, über das Schwester Marie hinwegschritt.

hatten und Aller Augen mit Spott und Hohn sich auf ihn richteten. Einen Augenblick stand er ganz rathlos da und versuchte nur die etwas in Unordnung gerathene Würde seiner Erscheinung wieder herzustellen; als er aber hier und da ein nur mühsam unterdrücktes Gelächter zu vernehmen glaubte, rief er heftig dem neben ihm gehenden Rathsbienner zu: „Macht mir Platz, ich folge diesen Wahnsinnigen nicht weiter!“

„Hochgebietender Herr und Richter!“ flüsterte dieser ihm schnell und besänftigend zu. „Fasset Euch! Das Volk würde Euch steinigen, wenn Ihr Eures



Dem Würzkrämer Zeit wurde es ganz heiß und bang zu Muthe, als er nahe am Thor in die noch immer zuversichtlich dreinschauenden Gesichter der Jungfern sah, die in gleichmäßiger Ruhe dahinschritten, als könnten sie so bis an das Ende der Welt den Weg fortsetzen.

Plötzlich erscholl ein lautes Hurrah- und Jubelgeschrei. Der feiste Richter richtete sich hoch empor um zu sehen, was geschehen sei. Sein dunkelrothes Antlitz wurde fast blaß, als er stannend gewahrte, daß sie soeben das Thor der Stadt durchschritten

Wortes nicht eingedenk bleiben und der Jungfer nicht weiter folgen wollten. Seht nur, wie Schwester Marie das Document in fester Hand hält.“

Dem Richter schien diese Mahnung einzuleuchten. Wieder schritt Martha, die am Thor einen Augenblick gehalten hatte, ruhig ihres Weges. Der Rathsherr hatte sich besonnen und folgte ihr weiter ohne nur aufzusehen, indem er wieder hastig die Goldgülden aufraffte. So bewegte sich der Zug bis auf den Marktplatz. Hier hielt Jungfer Martha an. Die Schwester blieb neben ihr stehen. Freundlich

und ohne daß man auch nur einen Zug von hochmüthiger Schadenfreude aus ihren Mienen hätte lesen können, wandte sie sich um, verneigte sich anmuthsvoll vor dem noch immer ganz verblüßten Rathsherrn, der in Schweiß und Gluth gebadet zu sein schien, und sprach:

„Hochmögender Herr, meine Baarschaft ist nun zu Ende. Eurem Gelöbniß gemäß wird fortan und für alle Zeiten der Buttermarkt hier auf diesem Plage vor dem Rathhause abgehalten werden, den wir der Stadt redlich erkaufte zu haben glauben.“

Inzwischen waren auch der Bürgermeister und die andern Hochmögenden herangetreten und begrüßten mit lächelnd respectvoller Verneigung die Jungfern.

„So soll es sein und für alle Zeit, liebwertheste Jungfrauen!“ sprach der Bürgermeister, der sich zuerst wieder in seiner ganzen Amtswürde gefaßt hatte, und reichte den Schwestern herzlich die Hand. Die andern Rathsherrn, die noch immer verwundert die weisen Häupter schüttelten, fühlten wohl, daß es das Klügste sei, gute Miene zu dem für die Stadtkasse doch nicht so schlimmen Spiele zu machen, und traten an die Jungfern gleichfalls mit höflichen Worten heran. Jubelnd aber umringte die Menge das Schwesterpaar. Manche wackre Frau küßte ihnen Hand und Kleid. Viele konnten ihre Rührung nicht verbergen, als sie die wackern Mädchen in der Mitte des Kreises stehen sahen, die zu bescheiden waren, um die Herrn vom Rathe ihren schwer genug erkauften Triumph auch nur durch eine Miene fühlen zu lassen.

Freundlich lächelnd verneigten sich die Schwestern und schritten dann, von allen Seiten von der dankjauchzenden Menge beglückwünscht, ihrem alten Steinhause zu. Bald aber sah man sie wieder oben im Blumenerker, wie gewohnt, Arm in Arm stehen, und fröhlich auf das lustige Gewühl zu ihren Füßen hinabschauen.

Mit etwas anderer Miene schauten zwei Rathsherrn zu den Fenstern empor, die an die Goldgülden dachten, welche die beiden Mädchen nun also doch besessen und jetzt so schön da hingegeben hatten.

Allerdings war den Schwestern nur noch eine kleine Rente von ihrem Vermögen geblieben, Niemand

konnte aber auch jetzt eine Veränderung in ihrem Thun und Wesen bemerken.

Aber auch das Volk, dem die liebevollen Mädchen dieses Opfer gebracht hatten, bewahrte seinen Wohlthäterinnen treue Dankbarkeit. Als am nächsten Samstage der Buttermarkt auf dem Rathsplatze zum ersten Male abgehalten worden war, versammelten sich alle die Marktleute, Männer und Frauen, alte Bäuerinnen und junge Dirnen vor dem Hause der Schwestern, und ließen nicht nach mit Bitten, bis die guten Jungfern von jeder einen Marktgroschen angenommen hatten. So geschah es an jedem Mittwoch und Samstag, jahraus, jahrein. Keines hätte diese Pflicht jemals verabsäumt. Waren es auch nur kleine Münzen, Kupfer für Gold, das die Dankbaren spenden konnten, so flossen diese Zuschüsse doch durch Jahre und Jahre den Schwestern zu und wurden eine regelmäßige Einnahmequelle für die bescheidenen und sparsamen Mädchen.

Von Alt und Jung wurden sie bis zu ihrem Tode hoch und in Ehren gehalten. In ihrem Testament vermachten die Schwestern ihr, inzwischen wieder nicht unbeträchtlich angewachsenes Vermögen der Stadt zur Begründung eines Armenhauses.

Auch die Zerwürfnisse zwischen Rath und Volk hatten sich nach und nach ausgeglichen, und nach dem Tode der beiden edlen Jungfern, die schnell nacheinander dahinstarben, da die Eine ohne die Andere nicht leben konnte, ließ ihnen der Rath jenes Ehrenmal errichten, das noch bis heutigen Tages wohl erhalten dasteht, und vom Volke die „Butterjungfer“ genannt wird; ihr sollt das Bild in einem der nächsten Hefte finden. Es stellt nur eine Jungfrau dar, weil, wie man sagte, diese Schwestern im Leben stets nur wie ein einziges Wesen zusammen gewesen wären.

Die Figur trug einst ein goldnes Kleid, das lange Zeit hindurch blank und in Stand gehalten wurde, und hält in der Rechten ein Ding empor, das ein Stück Butter vorstellen soll. Ist das Denkmal nun auch nicht schön und nichts weniger als ein Kunstwerk, so wird es doch bis zum heutigen Tage hoch gehalten, als eine Erinnerung an die schlichte Liebesthat der beiden gutherzigen Jungfern von Zerbst.

Sprüche von Friedrich Güll.

Weil ich schon in der Nacht die Felsenwand erstiegen,
Sah ich in Morgenpracht die blühnden Lande liegen;
Und weil ich noch am Tag in's Thal hinabgegangen,
Sah ich des Berges Haupt im Abendrothe prangen.

Du brachst die Zweig' und Aeste von dem Baume,
Bequem zu pflücken ringsum Pflaum' um Pflaume.
Im nächsten Jahr dein Aug' vergebens sucht:
Lenzblüthen, Sommerschatten, Herbstesfrucht.

Jedem ein Sträußchen.

Von

Adolph Stöber.

Mit Original-Initial von F. Dohauer.



Rommt und laßt uns Sträußchen binden,
Jedem eins nach Sinn und Hang,
Wie die Blumen wohl sich finden
Garten-, Feld- und Wald-entlang.

Holden Kindern laßt uns pflücken
Maienglöckchen aus dem Moos,
Und die Jungfrau sollen schmücken
Weiße Lilien fleckenlos.

Rosen sei'n der Braut geschlungen
Um die Stirn' als Angebind,
„Maakliebhenne mit den Jungen“
Schmückt' die Mutter mit dem Kind.

Dir, o Hausfrau! fällt zum Loose
Schlüsselblum' und Löffelkraut,
Während in der Herbstzeitlose
Die Natur ihr Gleichniß schaut.

Edlen, Helden und Soldaten
Nittersporn und Ehrenpreis,
Doch den Feigling soll verrathen
Hasenohr und Bitterreis.

Fernen Lieben will ich binden
Sträußchen von Bergischmeinnicht;
Edlen Todten will ich winden
Immergrün mit blauem Licht.

Im grünen Wald.

Was uns die Baumbblätter erzählen.

Von

Sermann Wagner.

Mit Original-Illustrationen von Fedor Flinzer.

Es gewährt einen ganz besonderen Genuß,
an einem schönen Frühlingstage im son-
nigen Bergwald auf den Zweigen einer
mächtigen Buche zu sitzen, mitten zwischen
den jungen, grünen Blättern, die rings-
um zu Hunderten hervorquellen und sich
ausbreiten. Sie erscheinen dem sinnigen
Naturfreunde wie ebenso viele lebendige Wesen, die
ihn mit freundlichem Zunkeln und Winken begrüßen
und ihm mit ihrem Wispern Dies und Jenes erzählen.
Das Volkslied bezeichnet sie als „grüne Vögelein“,
die vom Himmel hergestiegen, sich auf den Aesten des
Baumes niedergelassen haben und sich von Sonnen-
schein und Himmelsthan ernähren. Das Märchen be-
hauptet, Sonntagskinder könnten ihre Sprache ver-
stehen, — die Naturwissenschaften haben jedoch auch
uns Andern mancherlei von dem zu unsrer Er-
kenntniß gebracht, was die Blätter des Waldes er-
zählen.

Wir freuen uns über den milden Sonnenschein,
der zwischen dem seidenartig zarten Laube hindurch-

Deutsche Jugend. XII.

blickt, wir lauschen auf die fröhlichen Stimmen der
eben von ihrer Winterreise zurückgekehrten Sing-
vögelein, — horch! da rieselt es ringsum wie ein
feiner Regen herab. Es sind aber keine Wasser-
tropfen, die da fallen, sondern Hunderte und aber
Hunderte von kleinen, schmalen, bräunlichen Schup-
penblättchen sind es, die der Baum zur Erde sinken
läßt — ein Laubfall im Frühling! Zahlreich liegen
sie über unsre Kleider gestreut und veranlassen uns,
die Blattknospen rings umher etwas näher anzu-
sehen.

Die Zweige des Baumes sind in der Ent-
wicklung ihrer Knospen sehr verschieden vorgerückt.
An dem einen Zweige haben sich die Blätter bereits
entfaltet, an einem andern brechen sie eben erst aus
den Knospen hervor, bei noch andern endlich sind
die Knospen noch halb geschlossen, von gelblich brau-
nen Schuppen umgeben.

Eine solche Knospe birgt einen jungen Zweig.
Sie selbst entstand bereits im Sommer des vorigen
Jahres, und zwar in der Achsel eines Blattstieles.

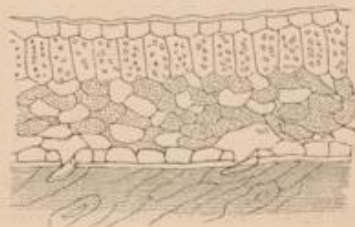
Der Nahrungsfaft, welcher aus dem vorjährigen Blatte nach dem Zweige zurückgeführt ward, gab Veranlassung zum Entstehen der jungen Zweigknospe. Es bildete sich in der Blattachsel zunächst ein winziges Wäzchen aus mikroskopisch kleinen Zellen — der erste Anfang zur Zweigspitze. Dicht unter dieser Zweigspitze entstand ein ringsförmiger kleiner Wulst, ebenfalls aus Zellen. Derselbe zeigte, sowie er sich etwas vergrößerte, drei Abtheilungen. Die mittelfte derselben war der Anfang zu einem

nach der Krone hinauf in Bewegung setz, schwellen die Knospen. Die äußeren Schuppen werden abgesprengt und fallen zu Boden. Die Laubblätter entwickeln sich — sie strecken ihre Blattstiele. Am Grunde der letzteren hängen die häutigen Nebenblätter vertrocknet herab. Sie haben ihre Aufgabe als schützende Winterhülle erfüllt und sinken ebenfalls nach kurzer Zeit zu Boden. Die Laubblätter, die Blätter des Sommers, beginnen ihre Arbeit.

Um die Geheimnisse eines solchen Baumblattes



Laubknospe der Buche beim Entfalten (links vergrößert).



Querschnitt eines Laubblattes (vergrößert).



Laubknospe der Buche. Laubknospe der Kastanie (auseinander gelegt).



Laubblatte, die beiden seitlichen bildeten sich nachmals zu schuppenförmigen Nebenblättchen aus. Letztere entwickelten sich zunächst lebhafter als das Hauptblatt. Sie wölbten sich über das letztere und bedeckten es. Nachmals wurden sie saftleer und ihre luftgefüllten Zellen bildeten ein schützendes, wärmendes Winterkleid für das winzige, zarte, weiße Hauptblatt. Dieser Vorgang wiederholt sich unterhalb der Zweigspitze auf kleinem Raume mehrere Male, alles innerhalb der Knospe, die nicht viel größer ward als ein Gerstenkorn. Bei den zuerst gebildeten, also zu unterst stehenden Blättern blieben die Hauptblätter sogar völlig unentwickelt und die Nebenblätter gestalteten sich zu desto größeren und festeren Knospenschuppen, den Winterblättern des Baumes.

Sobald die Frühjahrssonne den Baum zu neuem Leben erweckt, den Saftstrom von der Wurzel

zu verstehen, machen wir uns zunächst mit seinem innern Baue vertraut. Mit scharfem Messer fertigen wir eine Anzahl zarte, durchsichtige Querschnitte desselben und bringen diese in einem Wassertropfen zwischen zwei Glasplättchen unter das Vergrößerungsglas. Wir erkennen bei etwa 100- bis 200 facher Linear-Vergrößerung Folgendes. Rings um das Blatt zieht sich als äußeres Schutzmittel die Oberhaut (Epidermis). Sie wird gebildet aus flachen, tafelförmigen, meistens unregelmäßig geformten, durchsichtigen Zellen. Diese haben ihre nach außen liegenden Zellwände mit einander verschmolzen und durch verstärkte Ausscheidung so umgeändert, daß hieraus das sogenannte Oberhäutchen (Cuticula) gebildet wird, welches äußeren Einflüssen einen verhältnißmäßig starken Widerstand zu leisten vermag. Bei vielen Blättern ist dies Oberhäutchen wachs-

ähnlich und stößt das Wasser zurück. Nach einem milden Regen treffen wir z. B. auf den etwas gehöhlten Blättern des in unsern Buschanlagen häufigen Schneebeerenstrauches zahlreiche Wassertropfen wie quecksilberne Perlen liegen und bei Berührung hin und her rollen, ohne daß die Blattoberfläche von ihnen geneht wird.

Unter der Oberhaut der Blattoberseite folgt eine Schicht walzenförmiger (cylindrischer) Zellen, welche dicht neben einander gestellt sind und deshalb bei einem dünnen Abschnitte palissadenähnlich erscheinen. Diese Zellen sind von durchsichtigem Zellsaft erfüllt, in welchem zahlreiche grüne Körnchen schwimmen. Dies sind die Blattgrün- (Chlorophyll)-Kügelchen, denen das Blatt seine Färbung verdankt und welche die wichtigste Arbeit für die lebende Pflanze zu verrichten haben. Bei ganz jungen, noch in der Knospe eingeschlossenen Blättchen erscheinen jene Körnchen lebhaft gelb, mitunter auch farblos. Kaum sind sie aber wenige Stunden dem Lichte ausgesetzt, so nimmt ihre Oberfläche die schöngrüne Färbung an. Die Lichtwellen, welche von der Sonne entsendet werden, und die den mehr als zwanzig Millionen Meilen weiten Weg in wenigen Minuten durch-eilen, sie dringen in das Blatt ein und setzen sich innerhalb der erwähnten Zellen in wärmende und chemisch wirkende Kraft um. Durch sie wird innerhalb des Blattes die zugeführte Kohlensäure, zum Theil auch das Wasser, zerlegt, der herbeiströmende Wurzelfaft wird verarbeitet und Stärkekörnchen werden gebildet. Diese wiederum werden nachmals zu Zuckersaft und Pflanzenschleim aufgelöst und von Zelle zu Zelle weiter transportirt, dem Zweige, dem Stamme, ja selbst den Wurzeln als neues Baumaterial oder als Vorrathsstoffe für die Arbeit des nächsten Jahres zugeführt.

Ganz außerordentlich ist die Gewalt, die das Licht auf die Blätter der Pflanzen ausübt. Blatt-pflanzen, welche am Fenster gezogen werden, wenden ihre Blätter so energisch dem Lichte zu, daß sie sich selbst durch ein Gewicht, welches das ihre um das Zehnfache übertrifft, nicht davon abbringen lassen. Man fand einst in einem Keller eine Kartoffel, die ihren Stengelsprossen am Boden entlang sieben Meter weit und dann an der Wand in die Höhe nach dem einzigen Lichtloche des Gewölbes getrieben hatte. Grüne Laubblätter geben beim Photographiren, selbst bei sogenannten Augenblicksbildern, stets ein völlig schwarzes Bild. Es fehlen dem von den grünen Pflanzentheilen zurückgestrahlten Lichte alle chemisch wirkenden Strahlen, indem diese zur chemischen Arbeit im Innern der Pflanzenzellen verwendet

worden sind. Legt man durchscheinende grüne Blätter auf lichtempfindliches (photographisches) Papier, so findet unterhalb derselben aus gleichem Grunde keine chemische Wirkung statt.

Eine weitere Untersuchung der Blätter mit Hilfe des Vergrößerungsglases zeigt, daß die Unterseite der Blattmasse gebildet ist aus einem lockern, anscheinend unregelmäßigen Zellgewebe, das von zahlreichen Lusträumen durchsetzt wird. Diese stehen mit jenen feinen Spaltöffnungen in Verbindung, die sich in der Oberhaut der Blattunterseite befinden. Jede solche Spaltöffnung wird von zwei halbmondförmigen Zellen eingefasst, die sich, je nach den Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnissen der Luft, ausdehnen oder zusammenziehen und dadurch die Oeffnungen erweitern oder verengern. Durch diese Spaltöffnungen und die erwähnten Lustgänge wird auch die hellere Färbung der unteren Blattseite hervorgebracht.

Außerdem wird das Blatt von den sogenannten Blattrippen oder Adern durchsetzt. Es sind dies Gefäßbündel oder Stränge, die vom Blattstiele entspringen und in welchen, so lange sie noch jung sind, der stärkste Saftstrom von dem Zweige her nach den Blättern und aus letzteren wieder rückwärts stattfindet. Bei höherem Alter verholzen sie mehr oder weniger und erhalten dadurch eine stärkere Widerstandsfähigkeit als die fleischige Blattmasse. Nicht selten findet man in Wassertümpeln dergleichen alte Blätter vom vorigen Jahre, bei denen alle weiche- ren Theile durch Fäulniß aufgelöst und entfernt worden sind, und bei denen nur das höchst zierliche Maschengewebe der Gefäßverzweigungen übrig geblieben ist.

Daß die Blätter wirklich Kohlensäure aufnehmen und zerlegen, den Kohlenstoff derselben für sich verwenden und den freiwerdenden Sauerstoff wieder aushauchen, — das läßt sich leicht durch den Versuch nachweisen. Man füllt eine weithalsige Flasche aus hellem Glase mit kohlenensäurehaltigem Wasser, bringt einen Büschel Wasserpflanzen in dieselbe und stellt sie umgestülpt in einen Napf mit Wasser. Setzt man sie dem Sonnenlichte aus, so wird man bald bemerken, wie sich an den Blättern kleine Luftperlen entwickeln, im Wasser aufwärts steigen und im obern Theile (also am Boden) der Flasche sammeln. Nach wenigen Stunden bereits ist durch die ausgeschiedene Luft das Wasser aus der Flasche verdrängt. Wir brennen einen Holzspahn an und blasen ihn dann aus, so daß er nur noch glimmt. Würde die in der Flasche befindliche Luft gewöhnliche atmosphärische Luft sein, so würde der glimmende

Holzspahn, wenn wir ihn hineinhalten, sich gerade so verhalten, wie außerhalb der Flasche auch: er würde noch ein wenig schwach fortglimmen und dann auslöschen. Wären Kohlenensäure oder Stickstoffgas in der Flasche, so würde der Funke des Spahnes, ja selbst ein hellbrennender Spahn, sofort auslöschen. Sobald wir aber den glimmenden Spahn in unsere Flasche bringen, glüht er plötzlich hell auf und brennt mit schöner Flamme, — ein sicheres Zeichen, daß sich in der Flasche reine Sauerstoffluft befand; die Kohlenensäure wurde also von den Blättern in ihre Bestandtheile zerlegt: der Kohlenstoff zurückbehalten und der Sauerstoff ausgeschieden. Die Blüthe kann man daher als die Lungen der Pflanzen bezeichnen.

Binnen zehn Tagesstunden erzeugen Wasserpflanzen das Fünfzehnfache ihres Umfangs (Volumens) an Sauerstoffgas. Ein einziges Blatt der Seerose, das man zu solchem Versuche verwendete, schied während eines Sommers gegen 300 Liter Sauerstoff aus (also im Umfang so viel wie drei Neuschefel).

Man füllte eine weite Glasröhre dicht mit Weinlaub und leitete an einem Ende einen Strom von Kohlenensäure in dieselbe, — am andern Ende erhielt man reines Sauerstoffgas.

Wie bereits angedeutet, geht diese Zerlegung der Kohlenensäure und die Ausscheidung des Sauerstoffs nur während der Einwirkung des Sonnenlichtes vor sich. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Blätter dabei von dem unmittelbaren Sonnenstrahl getroffen werden müssen. Manche Pflanzen zwar bedürfen dies, andere dagegen verlangen sogar mehr oder weniger Beschattung, d. h. gebrochenes oder zurückgestrahltes Licht. Die Blätter der Birke und Kiefer z. B. gedeihen nur, wenn sie vollen Sonnenschein erhalten. Diejenigen ihrer Zweige, die von andern überschattet werden, sterben ab und in Folge dessen ist der Stamm jener Bäume unterhalb der Krone astfrei. Das Laub der Buche breitet sich stärker aus, die Blätter stehen dichter und vertragen die Beschattung viel besser. Buchengebüsche gedeihen deshalb noch unterhalb höherer Bäume und letztere selbst haben auch an dem untern Theile ihres Stammes noch mehr oder weniger Laubzweige.

Für den großen Haushalt der Natur ist das Einathmen der Kohlenäureluft durch die Pflanzenblätter und das Ausathmen des Sauerstoffgases durch dieselben von hoher Bedeutung. Beim Verwesens und Vermodern abgestorbener Thier- und Pflanzentheile wird Kohlenensäure gebildet. Auch beim Zersetzen mancher Gesteinsarten, z. B. bei Um-

wandelung des kohlenäuren Kalkes in schwefeläuren Gips — geschieht in den Erdschichten dasselbe. Die in letzteren frei werdende Kohlenäure wird von dem durchsickernden Wasser aufgesaugt und in den Sauerbrunnen zu Tage gefördert. In vulkanischen Gegenden wird stellenweise Kohlenäure in förmlichen Luftquellen ausgehaucht. Wir erinnern uns hierbei an die Hundsgrotte bei Neapel und an das Todesthal auf Java. Jede Verbrennung von kohlenstoffhaltigen Dingen erzeugt Kohlenäure. In großer Menge strömt deshalb letztere — neben dem Ruß und Wasserdampf — aus allen Schornsteinen in die atmosphärische Luft empor; sie erzeugt sich bei jedem brennenden Lichte und jeder glimmenden Cigarre. Außerdem hauchen aber Thiere und Menschen bei jedem Athemzuge einen Theil Kohlenäure mit aus. Enthält die Luft in einem dichtverschlossenen Raume eine gewisse Menge jenes Gases, so ist sie für uns nicht mehr zum Athmen brauchbar. Die ganze Atmosphäre würde im Laufe der Jahrtausende durch die erwähnte Kohlenäure-Erzeugung so überfüllt von diesem Gase sein, daß thierisches und menschliches Leben auf der Erde nicht mehr möglich wäre. Hier greifen nun die grünen Pflanzenblätter als ausgleichendes Glied in den großen Kreislauf der Stoffe ein und stellen das gestörte Gleichgewicht wieder her. Es athmet sich deshalb im Freien, im Walde oder auf grüner Flur, viel behaglicher, da dort die Luft reicher an dem für uns so wichtigen Sauerstoffgas ist. Nicht mit Unrecht hat man deshalb auch Waldungen und Wiesenflächen als „Lungen“ des Landes bezeichnet. Dasselbe was für Landpflanzen und landbewohnende Thiere gilt, findet auch auf die Wassergewächse und die im Wasser lebenden thierischen Wesen Anwendung.

Andererseits sammeln die Gewächse durch den erwähnten Vorgang auch den Kohlenstoff wieder auf und bringen ihn in ihrem Körper in feste Form. Der Torf, das Holz, die Stein- und Braunkohle, welche wir verbrennen und dabei in Kohlenäure verwandeln, die kohlenstoffhaltigen Nahrungsmittel, welche wir beim Athmen zur Erzeugung unserer Körperwärme ebenfalls theilweise verbrennen und als Kohlenäure ausathmen — sie werden im Walde von den Blättern wiederum aufgefangen und zu Kohlenvorräthen verwerthet. Aller Torf, alle Braun- und Steinkohle waren vor Alters lebendige Pflanzen, welche mit Hilfe des Sonnenlichtes den Kohlenstoff aus der Kohlenäure der Luft in feste Formen brachten, die uns gegenwärtig Wärme spenden und Beleuchtungsmittel liefern.

Gar Mancher, der in finsterner Nacht bei bitterer Winterkälte sich des heißen Sommers mit seinen langen Tagen erinnert, hat schon gewünscht: „Ach könnte man doch von der überflüssigen Wärme und Lichtmenge des Sommers etwas für die kalte, finstere Winterszeit aufheben!“ Die Natur thut dies in Wirklichkeit seit der Urzeit. Von der Wärmemenge, welche die Sonne täglich und jährlich der Erde spendet, wird fortwährend ein ansehnlicher Theil durch die Blätter der Pflanzenwelt festgehalten und in gebundenem Zustande aufbewahrt. Beim Verbrennen von Holz, Kohle, Del und Wachs wird jene gebundene Wärme wieder frei, und auch das Sonnenlicht, das in chemische Kraft umgesetzt, Jahrtausende hindurch ebenfalls in dem Beleuchtungsmaterial (Petroleum, Parafin aus Braunkohle) schlief, kommt in den Kerzen- und Lampenflammen ebenso gut wieder zum Vorschein, wie bei dem brennenden Holzspahn oder im Kaminfeuer.

Der erfahrene Forstmann berechnet sogar nach Pfund und Centner wie viel ihm in seinem Forste während eines Sommers an Kohlenstoff durch Hülfe der grünen Blätter zugeführt wird. Ungefähr die Hälfte des Gewichts eines frischen Gewächses kommt auf das in demselben enthaltene Wasser. Ist letzteres durch anhaltendes Ausdörren entfernt, so besteht der Rest ziemlich zur Hälfte aus Kohle, zur andern Hälfte aus anderweitigen Stoffen. Der Forstmann kennt die Zahl und das Alter seiner Pflanzungen. Durch Anbohren ermittelt er die Stärke der Holzschicht, welche sich während des vergangenen Jahres angelegt hat. Nach diesem Maßstabe erfährt er den Holzzuwachs des ganzen Waldes. Erfriert im Frühjahr durch Spätfröste das junge Laub, wird es durch Hagelschlag oder Raupenfraß mehr oder weniger verdorben, so ist auch der Gewinn an Holz während dieses und meist auch noch während des folgenden Jahres geringer.

Wir erinnerten uns bereits daran, daß von der Wurzel her, in Stamm und Zweigen hinauf der Wurzeljaft den Blättern zufließt. Dieser besteht zum größten Theile aus Wasser, welches mineralische Stoffe in stark verdünnter Auflösung herzubringt. Durch die erwähnten Spaltöffnungen der Blätter verdunstet das Wasser um so lebhafter, je wärmer und trockner die umgebende Luft ist. Das Sonnenlicht ist es auch hier wieder vorzugsweise, welches mit Benutzung der Blätter den Saftstrom von unten nach oben zu steigen veranlaßt und so der Schwere, der Anziehungskraft der Erde entgegenwirkt. Die Haarröhrchenanziehung innerhalb der Gefäßbündel der Pflanze wirkt nur in untergeordnetem Grade mit.

Bei niederen, großblättrigen Krautpflanzen ist es nicht selten, daß am Abend eines heißen Tages die Blätter schlaff und welk herabhängen, da sie mehr Wasser verdunsteten, als die Wurzeln ihnen zuführen konnten. Enthält der Boden noch hinreichende Feuchtigkeit, so ersetzen sie während der Nacht aus dieser ihren Verlust und erscheinen am Morgen wieder frisch und straff. Bei den Baumblättern tritt dieser Fall nicht so leicht ein, da der Stamm und die Aeste gewöhnlich ansehnliche Mengen von Saft enthalten.

Die Verdickung, also Vergrößerung der tragenden Theile hält bei unsern Bäumen mit der Vergrößerung der Krone und Vermehrung der verdunstenden Blätter genau gleichen Schritt. Bei den Palmen bleibt die Zahl der Blätter, welche den Stamm krönen, jahraus jahrein dieselbe. Es sterben jährlich ebensoviel alte Wedel ab, als junge an der Spitze hervorbrechen. Der Stamm der Palme behält deshalb auch in höherem Alter ziemlich dieselbe Dicke, die er in früher Jugend bereits hatte.

Wollte man die Wassermengen berechnen, die während eines Sommers durch die Blätter sämtlicher Wälder und Fluren ausgedunstet werden, so würde man erstaunliche Zahlen erhalten. Die atmosphärische Luft wird durch jenen Vorgang mit Feuchtigkeit gespeist. Bei dem Verdunsten kühlen sich aber die Blätter auch etwas ab und bringen dadurch wiederum die Ausscheidung von Wasser aus der umgebenden Luft in Form von Thautropfen hervor. Geht man an einem nebeligen Tage durch einen Gebirgswald, so merkt man hier einen Tropfenfall von Zweig zu Zweig, ein Herabrieseln der Wasserperlen an den Stämmen, während im Freien die Nebelmassen nur vorbei ziehen, ohne Tropfen zu erzeugen. In den Waldungen der Flußthäler der heißen Zone überrascht den Wanderer sogar ein Tropfenfall, während draußen der hellste Sonnenschein ist. Es sammeln sich dort die durch die Blattabkühlung erzeugten Luftwasser häufig in den hohlen Blattscheiden der Gewächse, der Bromelien und anderer Baumbewohner. Sie bilden dort hoch oben auf den Baumästen kleine Wasservorräthe; in diese legen Moskitos und andere Zweiflügler ihre Eier ab; hier durchlaufen sie ihre Verwandlungen. Dorthin ziehen sich Laubfrösche und Baumeidechsen, da sie daselbst reichbedeckte Tafel finden; dort holen sich insektenfressende Vögel gleichzeitig Speise und Trank.

Da wo der Blattstiel am Zweige entspringt, bildet sich zuletzt eine schwache Schicht Kork, schließt den Blattstiel vom ernährenden Zweige ab und veranlaßt so das Absterben und Abfallen des Laubes.

Die Blätter der verschiedenen Gewächse vollenden ihre Lebensaufgabe in sehr verschiedenen Zeiträumen. Bei vielen krautigen Sommergewächsen sterben die unteren Blätter bereits nach wenigen Wochen ab. Die meisten unserer Laubbäume haben am Ende des Sommers Laubfall, die meisten Nadelhölzer dagegen, sowie zahlreiche Bäume und Sträucher mit lederartig harten Blättern (Buchsbaum, Lorbeer, Stechpalme u. a.) behalten letztere länger als ein Jahr und sind deshalb wintergrün. Bei unsern Buchen und Eichen wird das Laub meistens vom Froste getroffen, ehe es seinen natürlichen Abschluß erreicht und abfällt. Die Blätter dieser Bäume bleiben deshalb nicht selten den ganzen Winter über an den Zweigen hängen, wenn auch braun und abgestorben. Sie deuten darauf hin, daß zahlreiche Arten derselben Gattungen in wärme-

ren Gegenden wintergrün sind. In heißen Ländern haben zahlreiche Bäume und Sträucher mit zarten Blättern ebenfalls jährlich zur bestimmten Zeit einen Laubfall, gewöhnlich zur regenlosen Zeit. Dieser Laubfall wird aber selten so auffallend wie bei uns, da sich fast stets viele andere Gewächse mit immergrünem Laube und solche, deren Wachstum nicht unterbrochen wird, dazwischen befinden.

Wollten wir uns von den Blättern der Buche nun noch erzählen lassen, welche Besuche sie von Schmarogerpilzen, von Minirfäulen, Gallmücken, Käferlarven, Schmetterlingsraupen und andern kleinen Gethier erhalten, so könnten wir noch manche Stunde auf die Erzählungen von ihren vielfachen Erlebnissen lauschen. Wir lassen uns jedoch für heute damit genügen, daß sie uns Einiges aus ihrem eigenen Leben und Treiben mitgetheilt haben.

Der berühmte Schalk des Mittelalters.

Von

Robert Löwike.

Original-Zeichnungen von Ludwig Burger.



er einmal das Volksbuch Till Eulenspiegel gelesen und sich mit den lustigen Schwänken bekannt gemacht hat, welche von diesem derben Schalk in verschiedenen Herren Ländern, in Nord und Süd, in Ost und West, im Dienste von Bauern und Pfarrern, von Handwerkern und Kaufleuten, ja bei gekrönten Häuptern und selbst bei dem Papst ausgeführt sein sollen, der hat sich wohl die Frage vorgelegt: Hat denn der Eine dies alles vollführt? oder hat denn ein Till Eulenspiegel überhaupt gelebt? Ueber diese Fragen giebt uns die neuere Forschung sichern Aufschluß, und wir wollen unsern Lesern hier einiges darüber mittheilen.

Fast alles, was der Volkswitz des Mittelalters auf diesem Gebiete erfunden hat, steht in engster Beziehung zu dem Namen Eulenspiegel. Eine Anzahl von lustigen Streichen und oft mehr als derben und muthwilligen Späßen, welche von fahrenden Schülern und wandernden Handwerksburschen verübt worden sind, wurden lange Zeit

Ein Schalk war er sein Leben lang,
Nicht gleich den andern Menschen allen.
Ein derber Spaß — ein lust'ger Schwant
Hat stets am besten ihm gefallen.
Er wollte auch im letzten Hauch
Etwas Besondres für sich haben:
Zum Friedhof trug man ihn hinaus,
Doch liegt er nicht, er steht begraben.

hindurch von Mund zu Mund überliefert und lebten im Gedächtniß des Volkes fort, ohne daß sie aufgeschrieben wurden.

Es ist sehr erklärlich, daß die in Versen und Charakter den Schwänken des Eulenspiegel ähnlichen Streiche beim steten Wiedererzählen bald alle diesem berühmten Schalk allein angeeignet wurden. Später wurden sie dann von einem Herausgeber gesammelt und von diesem nun sämmtlich dem Einen zugeschrieben, der als Held solcher lustigen Abenteuer bereits ein Liebling des Volkes geworden war. Das Volksbuch Till Eulenspiegel ist im Jahre 1519 in Straßburg erschienen und, wie Rappenberg nachgewiesen hat, ist Dr. Thomas Murner, der bekannte Satyriker und Gegner der Reformation, der Verfasser oder doch wenigstens der Ordner und Herausgeber des Buches. In 96 Historien enthält die Sammlung Eulenspiegels Schwänke und Erlebnisse; aber der Umstand, daß uns Murner nicht in einer zusammenhängenden, fortlaufenden Erzählung über das Leben und die Abenteuer Eulenspie-

gels berichtet, sondern uns in lose aneinander gereihten Kapiteln die einzelnen Streiche erzählt, spricht schon deutlich genug dafür, daß diese nicht von einem Einzigen ausgeführt worden sind.

Aus den Ergebnissen neuerer Forschung geht allerdings hervor, daß es wirklich einen Till Eulenspiegel gegeben hat.

Dieser wurde in dem braunschweigischen Dorfe Kneitlingen geboren, wo sein Vater, ein Bauer Namens Klaus Till, um das Jahr 1300 lebte. Den Namen Eulenspiegel hat der Vater noch nicht geführt, sondern der Sohn hat ihn entweder selbst angenommen, oder ihn von seinen Zeitgenossen erhalten. Schon früh verließ dieser das elterliche Haus, um in die weite Welt zu wandern und bei diesem oder jenem Herrn Dienste zu nehmen. Ueberall aber war seines Bleibens nicht lange; denn kaum war er in einen Dienst getreten, so hatte er auch schon irgend einen Schalkstreich ausgedacht und vollführt, in Folge dessen er, um der Strafe zu entgehen, schleunigst das Weite suchen mußte. Ehe er sich aus dem Staube machte, pflegte er über



die Hausthür die Worte: „Hic fuit“ zu schreiben und das Bild einer Eule und eines Spiegels hinzuzufügen (Hier ist Eulenspiegel gewesen), damit kein Zweifel darüber bestehen könne, wer der Uebelthäter gewesen sei. Die meisten Streiche und Schwänke Eulenspiegels zeigen uns recht deutlich das Gepräge, welches dem Volkswitze des Mittelalters eigen ist.

Wenn Eulenspiegel in einen Dienst tritt, so führt er die Befehle seines Herrn nicht aus, wie sie gemeint sind, sondern ganz dem Wortlaut nach, und dadurch spielt er entweder seinem Herrn oder irgend einem andern, z. B. einem, der mit ihm in demselben Dienste steht, einen argen Poffen.

So berichtet uns die 74. Historie des Volks-

buches, wie Eulenspiegel mit einem Barbier in Hamburg verfuhr.

Der Meister kommt auf den Hopfenmarkt und dingt Eulenspiegel als Knecht. Dann sagt er zu ihm: „Sieh, das ist mein Haus, da gegenüber, wo die hohen Fenster sind, da geh hinein, ich will gleich nachkommen.“ Eulenspiegel macht sich nun auf und nimmt seinen Weg durch die hohen Fenster in die Barbierstube. Auf die Vorwürfe der Frau Meistlerin und seines Herrn entschuldigt er sich damit, daß er nur gethan habe, wie der Meister ihn geheißsen, und dieser habe ausdrücklich gesagt: „Wo die hohen Fenster sind, da geh hinein.“

Noch schlimmer trieb es Eulenspiegel, wie uns die 64. Historie erzählt, in dem Dienste eines reichen Kaufmanns in Hildesheim. Dieser hatte ein schönes Haus am Heumarkt und einen Garten vor der Stadt. Eines Tages ging er hinaus und traf vor dem Thor Eulenspiegel, der auf einem grünen Ader lag.

„Was bist du für ein Kamerad?“ fragte er den seltsam gekleideten Gesellen, „und was ist dein Handel?“

„Ich bin ein Küchenjunge,“ erwiderte Eulenspiegel schallhaft, „und habe keinen Dienst.“

„Wenn du brav sein willst,“ versetzte jener, „so will ich dich in meinen Dienst nehmen und will dir neue Kleider und guten Lohn geben; denn ich habe eine Frau, die zankt alle Tage wegen des schlechten Kochens, und ich glaube, sie wird mir danken, daß ich dich heimbringe.“

Eulenspiegel gelobte nun feierlich, treu und brav zu sein; darauf nahm ihn der Kaufmann an und fragte nach seinem Namen. „Ich heiße Barth. o. Io. me. us,“ antwortete Eulenspiegel. „Das ist ein langer Name,“ versetzte der Kaufmann „und nicht leicht zu nennen. Du sollst Doll heißen.“

Eulenspiegel war damit zufrieden und erwiderte: „Ja, lieber Junker, es ist mir gleich, wie ich heiße.“

„Gut,“ sagte der Kaufmann, „komm nun mit mir in meinen Garten. Wir wollen Kraut mit uns heimtragen und Hühner damit füllen; denn zum Sonntag habe ich mir Gäste eingeladen, die will ich gut bewirthen.“

Eulenspiegel ging mit ihm in den Garten und schnitt dort Rosmarin und andere Kräuter, um die Hühner damit zu füllen auf welsche Manier. Als nun der Kaufmann mit Eulenspiegel nach Hause kam und die Frau den seltsam gekleideten Menschen sah, sagte sie verbrießlich zu ihrem Mann: „Was ist denn das für ein wunderlicher Gesell, und was soll er bei uns machen? Du glaubst wohl, das Brod könnte schimmelig werden in unserm Haus!“

„Frau,“ sagte der Kaufmann, „sei zufrieden! Der Gesell da ist ein Koch und soll dein eigner Knecht sein.“

„Ei,“ meinte die Frau, „da wird er wohl seine Gerichte kochen?“

„Sei nur zufrieden,“ antwortete der Kaufmann, „du wirst morgen sehen, was er kann.“

Darauf rief er Eulenspiegel: „Doll, nimm einen Sack und komm mit mir zu den Metzgern. Wir wollen Fleisch und einen Braten kaufen.“

Als beides gekauft war, sagte der Herr: „Doll, steh' morgen früh auf, steck' den Braten an den Spieß und laß ihn dann kühl und langsam abbraten, daß er nicht verbrennt. Das Fleisch sollst du auch früh ansetzen, so daß es zum Imbiß gesotten ist.“

Eulenspiegel stand bei Zeiten auf und setzte das Fleisch ans Feuer. Den Braten aber steckte er an den Spieß und trug ihn dann in den Keller. Dort legte er ihn zwischen zwei Fässer Bier, damit er kühl liege und nicht verbrenne. Als nun die Stunde gekommen war, wo der Kaufmann seine Gäste erwartete, den Stadtschreiber und andere Freunde, da kam er um nachzusehen, ob die Gäste schon da wären, und fragte seinen neuen Koch, ob das Essen auch bereit sei. „Ja, Herr,“ sagte Eulenspiegel, „es ist alles bereit, außer dem Braten.“

„Wo ist denn der Braten?“ fragte ihn der Herr.

„Er liegt unten im Keller,“ antwortete Eulenspiegel, „zwischen zwei Fässern. Einen kühleren Ort konnt' ich nicht finden im ganzen Haus. Ihr habt mir doch gesagt, Junker, ich sollte ihn recht kühl legen und dafür sorgen, daß er nicht verbrenne.“

„Ist er denn auch bereit?“ fragte der Kaufmann. „Nein, Herr,“ antwortete Eulenspiegel, „bereit ist er nicht. Wann ich ihn bereit halten sollte, das habt Ihr mir nicht gesagt.“ Der Kaufmann war natürlich sehr wenig damit zufrieden.

Indessen kamen die Gäste und er erzählte ihnen, was der neue Koch angerichtet hatte. Alle lachten über den Streich. Nur die Frau des Kaufmanns ärgerte sich um der Gäste willen. Sie verlangte, ihr Mann solle den Schall sogleich fortschicken, sie wolle ihn nicht länger im Hause leiden.

„Liebe Frau,“ sagte der Kaufmann, „sei nur zufrieden. Ich muß morgen mit einem Freunde eine Reise nach der Stadt Goslar machen. Da brauche ich den neuen Knecht. Wenn ich aber zurück gelehrt bin, will ich ihn sogleich laufen lassen.“

Abends, als die Gäste guter Dinge waren und der Wirth auch, sagte er zu Eulenspiegel: „Doll, ich will morgen mit einem Freunde nach Goslar

reisen, und du sollst uns fahren. Richte den Wagen zu und schmiere ihn tüchtig.“ In der Nacht, als alles schlief, machte sich Eulenspiegel an die Arbeit. Er schmierte den Wagen, aber außen und innen, und am meisten die Sitze.

Der Kaufmann stand am nächsten Morgen in aller Frühe auf und befahl Eulenspiegel die Pferde anzuspinnen. Dann stieg er mit seinem Freunde in den Wagen, und Eulenspiegel trieb die Pferde an. Als sie eine Strecke gefahren waren, rief plötzlich der Freund: „Was, Galgen, ist hier geschehen? Ich habe mich am Sitz halten wollen, um nicht herunter zu gleiten, und da seht nur, da und da! Euer feiner Gesell hat den Wagen auch innen geschmiert.“

Ueber diesen Schelmenstreich gerieth der Kaufmann nun in großen Zorn. Da kam ein Bauer mit einem Fuder Stroh. Dem kauften sie einige Bunde ab und machten den Wagen wieder rein. „Fahr zum Galgen, du Schall,“ sagte der Kaufmann zu Eulenspiegel, und stieg mit dem Freunde wieder ein. Eulenspiegel trieb sogleich die Pferde an und ließ sie lustig traben. Nach einiger Zeit hielt er plötzlich und schickte sich an, die Pferde auszuspannen.

„Was treibst du wieder, du Schall?“ sagte der Kaufmann, „wir sind doch noch nicht da.“

„Ja, Herr,“ erwiderte Eulenspiegel, „wir sind da. Ihr hiehet mich doch zum Galgen fahren. Ich denke, Ihr wollt hier rasten.“

Der Kaufmann schaute nun aus dem Wagen und sah, daß sie gerade unter dem Galgen hielten. Dies Mal mußten die beiden Freunde herzlich über Eulenspiegels Thorheit lachen.

„Fahr nun weiter, du Narr,“ sagte er dann zu ihm, „setz immer gerade aus und sieh dich nicht um.“ Eulenspiegel gehorchte, sann aber schon wieder auf einen Streich. Er zog den Nagel aus dem Wagen und als sie eine kleine Strecke gefahren waren, blieb plötzlich das Hintergestell stehen. Eulenspiegel fuhr mit dem Vorderwagen weiter und sah sich nicht um, obgleich die beiden ihm aus Leibeskräften nachriefen. Nur mit großer Mühe gelang es ihnen, Eulenspiegel einzuholen, und nun regnete es denn freilich Scheltworte und Schläge.

Als der Kaufmann von seiner Reise heimkehrte, fragte ihn seine Frau, wie es ihm unterwegs gegangen sei.

„Ei seltsam genug,“ erwiderte er ihr, „aber wir sind doch wieder heimgekommen.“ Zu Eulenspiegel aber sagte er: „Diese Nacht darfst du hier noch schlafen. Trink nun und isß dich satt. Aber morgen

früh mußt du mir das Haus räumen; ich will dich nicht länger hier leiden."

Am nächsten Morgen sagte der Kaufmann noch einmal: „Ich gehe jetzt in die Kirche und du räumst mir das Haus. Wenn ich wieder heim bin, will ich dich nicht mehr finden.“

„Ja, Junker,“ sagte Eulenspiegel „das will ich machen.“

Sobald der Kaufmann fort war, trug Eulenspiegel Tische, Stühle, Bänke und allerlei Haus- und Küchen-Geräth auf die Gasse, so daß die Nachbarn sich wunderten und lachten. Sie ließen den Kaufmann wissen, was geschehen war. Der kam eilig herbei und rief: „Was treibst du wieder, du Narr! Sollst du nicht das Haus räumen?“

„Ja, Junker,“ erwiderte Eulenspiegel, „das thu' ich ja eben; aber ich bin noch nicht fertig mit meiner Arbeit. Die große Tonne ist mir allein zu schwer. Ihr helft mir wohl anfassen, Junker!“

„Geh' zum Teufel, du schlimmer Schalk!“ rief der Kaufmann, „meine Habe ist zu gut, um hier auf der Gasse zu stehen.“

„Lieber Gott!“ sagte Eulenspiegel, „ich thu' immer, was man mich heißt, und kann doch nimmer Dank verdienen. Ich muß wohl zu einer unglücklichen Stunde geboren worden sein.“

Dann nahm er sein Bündel und machte sich auf den Weg. Beim Abschied hieß er noch seinen Herrn ja alles wieder sein in's Haus räumen; und die Nachbarn lachten vorher und nachher.

Ein ander Mal kommt Eulenspiegel nach Budenstedt (Historie 11), einem Dorfe im Braunschweigischen, da dingt ihn der Pfarrer als Knecht und sagt zu ihm: „Du sollst gute Tage und guten Dienst bei mir haben, sollst eben so gut essen wie meine Haushälterin und ich, und darfst bei mir nur halbe Arbeit thun, aber hüte dich, meine Haushälterin hat stets offene Augen.“ — „Ja,“ sagte Eulenspiegel, „danach will ich mich wohl richten.“

Eulenspiegel ging mit dem Pfarrer in sein Haus. Da kam die Wirthschafterin und der Schalk sah, daß sie einäugig war. Sie nahm zwei Hühner, steckte sie an den Spieß und hieß ihn sich an's Feuer setzen und die Hühner fleißig wenden. Eulenspiegel that sogleich, wie sie ihn geheißen. Als nun die Hühner gebraten waren, dachte er bei sich: Der Herr Pfarrer hat doch gesagt, ich soll eben so gut essen, wie er und seine Haushälterin. Wenn er nun das eine Huhn ist, und seine Haushälterin das andere, so wird das nicht wahr, was er mir gesagt hat. Ich muß es klug anfangen und machen, daß sein Wort nicht zu Schanden wird. Da nahm er das

eine Huhn vom Spieß und fing an es zu essen, frischweg ohne Brod. Unterdessen war es Ambißzeit geworden und die einäugige Wirthschafterin kam herein, um die Hühner mit Butter zu begießen. „Ei,“ sagte sie zu Eulenspiegel, „ich habe doch zwei Hühner an den Spieß gesteckt, und jetzt sehe ich nur noch eins.“

„Ihr seht nur eins?“ sagte Eulenspiegel; „Thut nur Eure beiden Augen auf, so seht Ihr gewiß zwei.“

Die Frau wurde sehr zornig, daß er sie wegen ihres fehlenden Auges höhnte, und lief eilig zu dem Pfarrer. Der kam sogleich in die Küche und rief dem neuen Knecht zu: „Was hast du meine Haushälterin zu verspotten? und wo ist das eine Huhn geblieben? Sie hat doch ihrer zwei an den Spieß gesteckt.“

„Ja, Herr,“ erwiderte Eulenspiegel, „das ist wahr, sie hat ihrer zwei an den Spieß gesteckt.“ „Und wo ist nun das andere Huhn geblieben?“ fragte der Pfarrer weiter.

„Das ist ja hier am Spieß,“ antwortete Eulenspiegel, thut nur Eure beiden Augen auf, so werdet Ihr gewiß das Huhn sehen. Dasselbe habe ich auch nur zu Eurer Wirthschafterin gesagt, Herr, und nichts weiter.“

Da lachte der Pfarrer und sagte: „Ihre beiden Augen kann sie freilich nicht aufthun, weil sie einäugig ist.“

„Das habt Ihr gesagt, Herr, nicht ich,“ erwiderte Eulenspiegel. „Das eine Huhn aber, das da fehlt, hab' ich für mich genommen nach Eurem Wort. Ihr habt doch gesagt, ich sollte eben so gut essen, wie Ihr und Eure Haushälterin. Wenn Ihr nun das eine Huhn gegessen hättet, und Eure Haushälterin das andere, so hätte ich nichts gehabt und Ihr hättet gelogen. Das aber konnte ich mein Lebtag nimmer leiden.“

„Gut,“ sagte der Pfarrer, „das ist nun vorbei mit dem Braten, du Schalk! Künftig aber sollst du meiner Wirthschafterin immer zu Willen sein und alles thun, was sie gern sieht.“

„Ja,“ sagte Eulenspiegel, „ich will alles thun, was Ihr mich heißt.“

Da aber der Pfarrer zu ihm gesagt hatte: „Du darfst bei mir nur halbe Arbeit thun,“ so that er jetzt alles, was die Frau ihm auftrug, nur halb. Sollte er ihr einen Eimer Wasser holen, so brachte er ihn halb voll, sollte er dem Stier zwei Bunde Heu bringen, so legte er ihm nur eins vor, sollte er ein Maß Wein aus dem Wirthshaus holen, so brachte er nur ein halbes Maß, und so führte er alle Dinge nur halb aus. Die Wirthschafterin

merkte wohl, daß er ihr das alles zum Verdruß that. Sie sagte ihm aber nichts, sondern klagte es dem Pfarrer.

„Lieber Knecht,“ sagte der Pfarrer zu ihm, „ich bat dich doch, du solltest alles thun, was meine Haushälterin gern sieht.“

„Ja, Herr,“ antwortete Eulenspiegel, „ich habe auch nicht anders gethan, als wie Ihr mich geheißten habt. Ihr habt mir gesagt, ich hätt' bei Euch nur halbe Arbeit zu thun, und Eure Haushälterin sähe gern mit beiden Augen; aber sie sieht nur mit einem und sieht alles halb, darum habe ich auch nur halbe Arbeit gethan.“

Da mußte der Pfarrer lachen. Die Haushälterin aber wurde sehr zornig und sagte zu ihm: „Wenn Ihr nicht den bösen Schall sogleich fortschicken wollt, werde ich selbst aus dem Dienst laufen.“ So mußte der Pfarrer wider seinen Willen Eulenspiegel aus dem Dienst gehen lassen. Aber da der Mesner des Dorfes kürzlich gestorben war und sie keinen Mesner hatten, so sprach der Pfarrer mit den Bauern und wurde mit ihnen einig, daß sie Eulenspiegel als Glöckner annehmen sollten. —

Einmal kam Eulenspiegel nach Leipzig (Historie 55), kurz vor Fastnacht, und hörte, daß die Kürschner ein großes Gelage zu geben vorhätten und gern ein Wildbret haben wollten zu ihrem Schmaus. Ein Kürschner in Berlin hatte ihm früher einmal keinen Lohn gegeben für seine Arbeit und dafür wollte er nun den Kürschnern in Leipzig einen Streich spielen. Er ging in seine Herberge, da hatte der Wirth eine schöne, feiste Kage. Die nahm er und bat den Koch um ein Hasenfell. Er sagte zu ihm, er hätte eine hübsche Vüberei vor. Der Koch gab ihm das Hasenfell und Eulenspiegel nähte die Kage ganz und gar in das Fell ein. Dann steckte er sie in einen Sack und ging als Bauer verkleidet vor das Rathhaus.

Als er dort eine Weile gestanden hatte, kam einer der Kürschner auf ihn zu und der Schall fragte ihn, ob er einen schönen Hasen laufen wollte. Eulenspiegel öffnete nun ein wenig den Sack und ließ ihn hinein sehen. Sie wurden nun bald Handels einig und der Kürschner zahlte ihm vier Silbergroschen für den Hasen und fünf Pfennige für den Sack. Dann trug er den Sack mit dem Hasen in des Zunftmeisters Haus und erzählte den Kameraden, was er für einen guten Kauf gemacht hätte und was für ein feines Wildbret er zum Fastnachtschmaus mitbrächte. Die Kürschner waren damit wohl zufrieden, wollten aber noch mit dem Hasen ihre Kurzweil haben. Sie gingen also mit ihm in einen eingezäunten Garten, holten ein Paar Jagdhunde herbei, öffneten dann den Sack und ließen die Hunde los.

Der Hase lief eine Weile in großer Angst hin und her und sprang dann plötzlich auf einen Baum. Da schrie er kläglich „Miau, Miau“ und wäre wohl gern wieder zu Haus gewesen. Die Kürschner merkten nun natürlich, was für ein arger Streich ihnen gespielt worden war. Sie machten sich alle auf, um den argen Schall, den Bauern, zu suchen und wollten ihn tüchtig durchprügeln, wenn sie ihn fänden.

Eulenspiegel hatte aber schon längst seine Bauernkleider ausgezogen und sich ganz unkenntlich gemacht.

In Historie 90 bis 94 erzählt uns das Volksbuch Eulenspiegels letzte Krankheit und Tod. Er ist im Jahre 1350 in Mölln, einer kleinen Stadt, welche zu Lübeck gehörte, gestorben und auf dem Möllner Kirchhof begraben.

Bei Eulenspiegels Begräbniß — heißt es in der 95. Historie — ging es wunderbar zu. Als alle auf dem Kirchhof standen um den Todtenbaum,*) worin Eulenspiegel lag, legten sie ihn auf die beiden Seite und wollten ihn in das Grab senken. Da riß das Seil, welches an den Füßen war, und der Baum schoß in das Grab, so daß Eulenspiegel auf die Füße zu stehn kam in dem Stoc.



Da sprachen alle: „Laßt ihn so stehn. Er ist wunderbar gewesen in seinem Leben, wunderbar will er auch sein in seinem Tod.“ Also warfen sie das Grab zu und ließen ihn so stehn. Auf das Grab aber legten sie einen Stein und hieben auf das eine Haltheil eine Entle, die einen Spiegel

in den Klauen hatte, und schrieben oben an den Stein:

„Disen Stein soll nieman erhaben,
Hie stat Ulenpiegel begraben.
Anno Domini MCCCL iar.“

*) Nach Lappenberg's Angabe ist der Todtenbaum oder Stoc ein ausgehöhlter Baumstamm, an welchem die Leiche festgebunden wurde. Später verblieb dieser Name auch dem aus Brettern gezimmerten Sarge.

„Die älteste Beschreibung des Möllner Leichensteins“, sagt Lappenberg in seinem Mlenspiegel, „scheint uns durch die Niederzeichnungen des kurfürstlichen Pfalzkanzlei-Registrator's Michael Heberer von Bretten erhalten zu sein.

Dieser berichtet auf seiner im Jahre 1592 nach Schweden und Dänemark vollbrachten Reise Folgendes. „Möllen ist eine kleine Stadt, den Herren von Lübeck zuständig. In dieser Stadt ist in dem Jahr Christi 1350 der Eulenspiegel begraben worden, dessen Grabstein auf dem Kirchhof daselbsten, stracks an der Kirchen angeleinet aufgerichtet mit folgender Grabschrift zu sehen:

An diesem Ort ward dieser Stein aufgehoben,
Darunter liegt Eulenspiegel begraben.
Gedenk daran,
Der du thust fürüber gahn;
Denn auf dieser Erden
Du mir launst gleich werden.

Es ist auch ein Eyl und ein Spiegel auf beiden Ecken des Steines darauf gehawen.“

Von allen bildlichen Darstellungen Eulenspiegels ist wahrscheinlich diejenige die älteste, welche dem 15. Jahrhundert angehört und früher in der Rathsstube in Mölln existirt hat. Das Bild selbst, welches sich der Zeichnung auf Eulenspiegels Grabstein sehr ähnlich zeigt, ist verloren gegangen; aber es ist uns dennoch aus J. von Hefner's Trachten

des christlichen Mittelalters II. Abth. S. 106 Tafel 77 bekannt geworden.

Wir entnehmen noch aus Hefner folgende Notiz:

„Thyl Eulenspiegel in einer Tracht des XV. Jahrhunderts, gezeichnet vom Herausgeber nach einer colorirten Zeichnung aus einem Reisebuche. Dieses Reisebuch rührt von einem gewissen Friedrich Stabelmann her, welcher Baumeister war. Er begleitete den Gotthard Freiherrn zu Herberstein, Neuperge und Guttenberg auf einer Reise 1607—10 durch mehrere Länder und verzeichnete dabei alles, was ihm merkwürdig erschien. Zu Möllen im Lauenburgischen fand er auf dem Rathhause das Bildniß, welches er in genanntem Reisebuche abbildete.“

Dasselbe gleicht, wie schon gesagt, dem auf dem Leichenstein in allem Wesentlichen.

Wir bemerken noch, daß das Möllner Bild ebenfalls kein Portrait Eulenspiegels sein kann, da es erst etwa 100 Jahre nach seinem Tode angefertigt wurde. Auch dürfen wir in der Tracht, welche es uns zeigt, nicht etwa das besondere Kostüm der Gauller oder Narren jener Zeit sehen, sondern nur die gewöhnliche und ganz allgemeine Tracht des XV. Jahrhunderts. So existirt also wahrscheinlich kein ächtes Portrait dieses berühmten deutschen Volkschalks, den wieder zu erwecken und in neuen Formen zu beleben der hochbegabte Dichter Julius Wolff, der Mitarbeiter unsrer „Deutschen Jugend“, mit so großem Talent und so vieler Grazie versuchte.

Auflösung der Knackmandeln Seite 159.

I.
E
A R T
N I Z Z A
W I L H E L M
E R Z H E R Z O G
A M E R I K A
N I Z Z A
R O M
G

II.
P
H A M
A N T O N
F L O R E N Z
P A T R O K L O S
D E N K M A L
I L L E R
D O M
S

III.
Die vier gesuchten Zahlen sind 3, 4, 5, 12.

IV.
Die ursprünglich gedachte Zahl ist 54.

V.

Fritz wird nach 6 Jahren doppelt so alt als Erich sein.



Von
Friedrich Gull.

1.

Ich bin an jedem Wagen,
Und ohne mich dreht sich kein Karrenrad;
Ja, die Gelehrten sagen,
Die Erde schwingt sich um mich früh und spat.

Mit I um mich bewegt sich
Ein jeder Arm mit seiner Hand,
Doch nicht Ein Finger regt sich,
Ist in mir ausgerenkt das Band.

2.

In mir birgst du dein Feierkleid,
Den Perlenschmuck, das Goldgeschmeid,
Und bist du reich und warst du sparsam,
Bin ich auch deines Gelds Gewahrsam.

Mit e war einst bei dem Turnier
Der Kampfplatz eingeengt von mir,
Und jetzt halt' ich sogar im Lauf
Die kühnsten Himmelsstürmer auf.

3.

Abwechslung ist oft gut, drum gilt's jetzt den Versuch,
Zu blättern auch einmal in dem Fremdwörterbuch.

Mit R bin ich ein Volk, das stark und mächtig ist,
Und dessen Hauptstadt groß und reich und prächtig ist;

Mit R ein reichlich Maß, als wie ein streng Gebot,
Das dem Soldaten wird zu Theil an Fleisch und Brod;

Ein Mastort mit S — t auf fernhin ziehender Bahn,
Und zur Erfrischung oft 'ne Schenke neben d'ran.

Von
Robert Löwike.

1.

Ein Fräulein, gar emsig und zierlich und schlank,
Macht's allen fleißigen Händen zu Dank.
Doch soll sie sich willig zur Arbeit stellen,
So müssen drei Schwestern sich zu ihr gesellen;
Denn allein ist noch nie ihr etwas geglückt,
Allein ist sie faul und ungeschickt.
Doch wenn sie schafft mit den Schwestern im Bunde,
So fördert die Arbeit sich rasch in die Runde.
Sie schaffen zusammen sehr emsig und gern,
Für Groß und für Klein, für den Knecht und den Herrn.
Nun rathe: Wer ist die fleißige Maid,
Mit den Schwestern zur Arbeit immer bereit?

2.

Zweifüßiges Räthsel.

Ob reich du bist, ob arm an Geld:
Bist du ein Bürger dieser Welt,
Die Erste fehlt dir nicht.
Zwei Kammern hat das enge Haus,
Da strömt's beständig ein und aus,
Bis einst dein Auge bricht.

Wer Uebles thut mit frevem Sinn,
Den bringt man bald zur Zweiten hin,
Wo keine Freude winkt.
Dort büßt er seine Missethat,
Bis ihm der Tag der Freiheit naht
Und ihm Erlösung bringt.

Ein braver Mann in der Gefahr
Nie feige, stets das Ganze war.

Anflösung der Räthsel Seite 158.

Räthsel von **Friedrich Gull.**

1. Der Flach, die Leinwand, die Lumpen, das Papier. 2. Gold, Durst, Golddurst. 3. Die Ruthe. 4. Das an.

Räthsel von **Robert Löwike.**

1. Hecht, Heft. 2. Watte, Wette. 3. Mark, Mars. 4. Ampel, Ampel. 5. Bein, Veil.
6. Sacht, Gift. 7. Meile, Meise. 8. Seine, Heine.



von

Robert Löwike.

I.

Aus einem Stück steifen Papiers schneidet vier rechtwinklige Dreiecke. Von den beiden Seiten, welche den rechten Winkel einschließen, betrage in jedem Dreieck die eine 5, die andere 12 gleiche Theile, z. B. Centimeter. Dann muß die dem rechten Winkel gegenüberliegende Seite 13 solche Theile lang sein (Figur I). Schneidet nun noch

Fig. I.



ein Quadrat, dessen Seite 7 solche Theile beträgt (Figur II),



Fig. II.

und versucht aus diesen 5 Figuren (aus dem Quadrat und den 4 Dreiecken) ein Quadrat zusammenzusetzen.

Das Hungerblümchen.*)

Von

Johannes Trojan.

Mit zwei Silhouetten von Fedor Kliner.



in Hungerblümchen unbeachtet stand
 Und einsam auf dem dürren Haidesand.
 Hier hätte wohl kein Mensch es wahrgenommen,
 Er wäre denn absichtlich hingekommen,
 Um es zu suchen, dürstig wie es war.

Da kam des Wegs ein wandernd Elfenpaar
 Von jener kleinen Art, wie sie in Kronen

Der kleinsten Blumen gut noch können wohnen.
 Wie dieses Paar das Hungerblümchen sah,
 Hemmt' es den Schritt und staunend stand es da.

Das erste Elfen sprach: „Wahr ist es doch:
 So lang' man lebt, stets sieht man Neues noch.
 Sieh dies Gewächs, das vor uns steht, und sprich,
 Ob du nicht starr vor Staunen bist wie ich!“

*) Erophila DC., eines der kleinsten und zierlichsten Pflänzchen, das auf sandigen Feldern wächst.

Das andre drauf: „Gern geb' ich dir es zu,
Daß voll ich von Bewunderung bin wie du.



Das ist ein Anblick, den man nicht vergißt;
Wo ist ein Baum, der diesem ähnlich ist?

Wie hoch empor hebt er sich über's Moos,
Das doch gewiß ansehnlich ist und groß!”

Das erste wieder: „Drum genau betrachten
Muß man den Baum und alles wohl beachten.
Aus ungeheurer Blätter Kranze steigt
Der Stamm empor, der kräftig sich verzweigt.
Und sieh nun — wenn du scharfe Augen hast —
Die Zweige strotzend von der Früchte Last!
So große Schoten hab ich nie gesehn,
Und sah doch manches schon, was groß und schön.
Ob dieser Baum von einem unsrer Art
Wohl schon bewundert und beschrieben ward?
Ob er benannt schon ist? Ich glaub' es kaum.
Fortan heiß' er der Riesenschotenbaum!
Was meinst du, wenn in dieses Baumes Schatten
Wir ruhn von all der Mühsal, die wir hatten?
Hier blieb' ich gerne, bis die Nacht sich naht,
Wenn ich nur wüß', daß kein Ameisenpfad
Und keine Hummelhöhle in der Nähe.
Noch seh' ich nicht Gefahr, wohin ich spähe.“

So sprachen sie, da kam herangeschwirrt
Ein Käferchen, wie es gefunden wird
Zu blühenden Rosen oder auf dem Flieder;
Das ließ sich auf des Baumes Wipfel nieder,
Um auch zu rasten oder in Gedanken.
Da fing der Baum so furchtbar an zu schwanken,
Ward so erschüttert von des Gastes Wucht,
Daß unser Pärchen schnell ergriff die Flucht.

